Am heimischen Herd.

Volksthümliche Erzählungen, Novellen und Charakterbilder

von

Eduard Kauffer.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1862.

Inhalt.

Die Rosinenmänner.

Es war zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste. Auf Dresdens Altmarkte wogte reges Leben und Bewegen. Ein Meer von Hüten, Mützen, Hauben, erfrorenen Nasen und klappernden Zähnen rollte, brandete, zuckte, lärmte, tobte, ebbte und flutete ohne Aufhören; denn dieselben Straßen, welche die zurückweichenden Menschenwellen aufnahmen, ergossen in demselben Augenblicke auch schon wieder neue Massen in das große Viereck des Marktes.

Der Himmel war wie mit einem ungeheuren grauen Schleier bedeckt. Schwere dicke Wolken lagerten über der entschlafenen Erde und warfen dicke Flocken herab. In der Natur verkörperte sich jene träumerische Schwermuth, jene stille Trauer oder trauernde Stille, welche dem Winter eigenthümlich ist und ihm seinen Beinamen der „todten Jahreszeit" eingebracht hat.

An einem auf zwei Böcken ruhenden Brete, in der Nähe der wohlbekannten Heringsweiber, standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, leicht bekleidet und nur nothdürftig

geschützt gegen die rauhe Witterung des Decembers. Ihre lieblichen Gesichter waren geröthet von dem scharfen Luftzuge, welcher von der Schloßgasse her den Platz fegte, ihre Lippen halb erstarrt, ihre Hände blau. Auf dem Brete waren eine Menge kunstgerecht zusammengefügter Rosinenmänner aufgestellt, welche die Geschwister verkaufen wollten. Aber die Nachfrage blieb weit hinter ihrer bescheidenen Erwartung zurück, und nur selten begehrte Jemand von ihrer sonst zur Weihnachtszeit so gangbaren Waare. Das war ein harter Schlag für die Kinder; denn die Holzkammer daheim war fast ganz leer und Neujahr mit dem fälligen Hauszins vor der Thür. Die Mutter nähte und stickte wohl von früh bis in die späte Nacht hinein; aber was sie verdiente, reichte für die Ausgaben des kleinen Haushaltes nicht hin, und mehr als einen Tag in der Woche bestand ihre und ihrer Kinder Nahrung nur aus den unvermeidlichen „Kartoffeln in Uniform". Der Vater war vor zwei Jahren nach harter Krankheit gestorben, und das geringe Erbtheil, das er ihnen hinterlassen, hatten die ungeheuren Rechnungen des Doctors und Apothekers, sowie die Beerdigungskosten verschlungen.

Die Glocke auf dem Kreuzthurm hatte schon lange die achte Abendstunde gebrummt. Eben wollten die Kinder ihre kostbaren Rosinenmänner zusammenpacken, als noch ein Kauflustiger vor dem Brete stehen blieb, ein kleiner kugelrunder Herr, im warmen Ueberrock, ein langes, oben statt des Griffes mit einer Elfenbeinkugel, so groß wie ein Billardball versehenes spanisches Rohr in der Hand.

„O kaufen Sie doch," lud Ferdinand — so hieß der

Knabe — mit bittender Stimme den runden Herrn ein, „wir haben heute noch sehr wenig eingenommen.“

Der Corpulente lächelte und blies dabei seine gesundheitstrotzenden Wangen auf.

„So billige und schöne Rosinenmänner finden Sie auf dem ganzen Markte nicht weiter,“ ergänzte Lorchen ihren Bruder. „Wir haben uns große Mühe gegeben, sie recht herauszuputzen und verkaufen sie ganz billig.“

„So, so!“ sagte der Kugelrunde und nahm einen der gepriesenen Rosinenmänner in die Hand. „In der That, recht hübsche Arbeit! Was kostet das Stück?“

„Nur zehn Pfennige, werther Herr!“

„Hm, hm, das läßt sich hören, mein Sohn!“ schmunzelte der Dicke. „Gieb mir noch einen her! So! Und hier ist die Bezahlung!“ Er legte einen blanken Thaler auf die Bank, schob seine Rosinenmänner in den Ueberrock und verließ die Kinder mit freundlichem Gruß, ihnen mit dem Geldstück ein Geschenk machend.

Fast sprachlos vor Freuden sahen sich die Kinder an und hatten, wie von Einem Gedanken ergriffen, in einem Augenblicke ihre unschätzbaren Rosinenmänner zusammengepackt, um zu der harrenden Mutter heimzukehren und ihr das freudige Ereigniß mitzutheilen. Schon im Aufbruch begriffen, hielt Ferdinand noch kurze Umschau, ob nichts vergessen worden, und gewahrte dabei einen Gegenstand im Schnee neben ihrem Korbe — er bückte sich und hob eine Brieftasche auf. „Ei,“ sagte er, „die kann Niemand verloren haben, als der gute Herr, der uns den Thaler

geschenkt hat, ich will ihm schnell nachlaufen, Lorchen, und ihm sein Eigenthum zurückgeben.“ Und rasch wie ein Eichhörnchen lief der Knabe in der Richtung fort, die der Dicke eingeschlagen hatte; aber alle seine Nachforschungen blieben ohne Erfolg und betrübt darüber kehrte er zu Lorchen zurück, um mit ihr den Heimweg anzutreten.

Frau Gertrud, ihre Mutter, mußte heute viel geweint haben, ihre Augen waren geschwollen und leicht geröthet. Aber als ihre Kinder eintraten, erheiterte sich ihr eben noch kummervolles Gesicht und sie küßte mit mütterlicher Zärtlichkeit die Kleinen, die sich kosend an ihren Hals hingen. Welch rührenden Anblick bot diese Scene! Die Mutter war eine junge Frau mit bleichem leidenden Gesicht und blondem Haar, tiefblauen Augen und sehr zarten Händen, eine von jenen anmuthigen Frauengestalten, denen ein weißes Häubchen so gut steht. Wol mochte sie viel gelitten haben; doch war dies nicht im Stande gewesen, ihre noch immer jugendliche Schönheit zu beeinträchtigen. Und in den Armen dieser bleichen schönen Mutter lagen jetzt zwei liebliche Kinder, die Arme um ihren Nacken schlingend und ihr mit flüsternden Schmeichellauten von ihrem Glück erzählend.

Ueber der Mutter bleiche Wange rollte eine bittere Thräne; ihre Kinder waren heute reicher als sie. Seit vier Wochen hatte sie für eine reiche Dame gearbeitet und heute die kunstvolle Stickerei abgeliefert, aber keine Bezahlung, sondern nur die Weisung erhalten, nach dem Feste wiederzukommen, da die gnädige Frau jetzt keine Zeit habe, die Rechnung einzusehen. Sie war recht betrübt, fast ohne Hoffnung gewesen. Und

siehe! da hatte Gott sich ihrer Noth durch einen Unbekannten erbarmt, und dankend schlug sie das Auge zum Himmel auf, der überschwenglich thut über Allem, was wir bitten oder verstehen.

Alsbald brannte ein lustiges Feuer im Ofen, und während Frau Gertrud ihren Kindern eine wärmende Suppe bereitete, erzählte ihr Ferdinand von seinem merkwürdigen Funde und übergab ihr die Brieftasche, die, wie sich nach ihrer Eröffnung herausstellte, eine ansehnliche Summe in Banknoten und eine Karte: „Jeremias Seidenhase," mit Angabe der Straße und Hausnummer enthielt.

„Wahrscheinlich ist dies der Name des Eigenthümers," sagte Frau Gertrud. „Du kannst morgen in dem Hause Erkundigungen einziehen, Ferdinand, und bei dem Herrn anfragen, ob er Etwas vermißt. Die Brieftasche bleibt inzwischen in meiner Verwahrung. Hat sie Herr Seidenhase wirklich verloren, so wird er sich die kleine Mühe gewiß nicht verdrießen lassen, zu mir zu kommen und mir anzugeben, wie sie aussieht und wie viel sie enthält. Vorsicht ist immer gut. Ist seine Angabe richtig, so steht der Wiederbehändigung seines Eigenthums nichts entgegen, im andern Falle müssen wir der Polizei Meldung von Deinem Funde machen."

Mit diesen Worten schloß Frau Gertrud die schwere Brieftasche in ihren Nähtisch und beeilte sich, die dampfende Suppe hereinzubringen, Lorchen betete:

Komm, Herr Jesus, sei unser Gast,
Und segne, was du uns bescheret hast!

und alle langten mit bestem Appetit zu.

Eine halbe Stunde später waltete wiederum tiefe Stille in dem engen Gemache. Die Kinder schliefen, von goldenen Träumen umgaukelt, in welchen der freundliche Herr mit seinem langen Stocke eine große Rolle spielte, und die Mutter putzte ein Bäumchen an, mit dem sie ihren Kleinen zum heiligen Christ eine Freude machen wollte.

Am nächsten Vormittag machte sich Ferdinand, von seiner Mutter genau über sein Verhalten unterrichtet, auf den Weg, um Herrn Seidenhase in dessen Wohnung aufzusuchen.

Während der schüchterne Knabe noch ein paarmal vor dem Hause auf- und abgeht und überlegt, wie er sich dem fremden Herrn gegenüber benehmen will, begeben wir uns, ihm vorauseilend, in das Innere des Hauses, um Herrn Jeremias, der eine sehr wichtige Person in unserer Erzählung ist, persönlich kennen zu lernen.

Wir gehen eine Treppe hinauf und treten in ein geschmackvoll und bequem eingerichtetes Zimmer. Eine zweite Thür steht offen und gestattet uns einen Blick in die heiligen Hallen, wo Herr Seidenhase sein Haupt in den Schoos des Schlummergottes zu versenken pflegt.

Es ist schon spät Vormittags, aber Herr Jeremias schläft noch und erfüllt die Luft mit dem Geräusch sehr lauter Athemzügen, dem unzweideutigen Beweise seiner vortrefflichen Lungen. Wir glauben einen schwachen Wiederhall

der Posaunen von Jericho zu vernehmen. Dieser Schlaf ist so fest, daß der nach uns eingetretene Stiefelwichser des Herrn Seidenhase und zugleich sein Factotum ihn nur mit Mühe unterbrechen kann. Er hustet erst, aber sein Herr schläft ruhig weiter — er wirft einen Stuhl um, daß die Dielen dröhnen; allein Herr Seidenhase läßt sich nicht stören, und der Nachhall der Posaunen von Jericho erfüllt ohne Aufhören das Zimmer. Da ergreift endlich, von Besorgniß und Verzweiflung erfaßt, der Stiefelputzer ein altes Horn, welches an der Wand hängt, hält es an das Ohr des Schlafenden und preßt aus dem ehernen Bauche des widerstrebenden Instruments einige Töne, die im Stande gewesen wären, Todte zu erwecken, und die wirklich dem auf sie gesetzten Vertrauen insofern entsprechen, als Herr Jeremias sich bequemt, seine Augen zu öffnen, und sich langsam im Bett aufrichtet, worauf er, endlich zum klaren Bewußtsein gelangt, in den bequemen Hausrock schlüpft und sich in das Wohnzimmer begiebt. Das große und schöne Haus, in welchem er wohnt, gehört ihm; aber der Genügsame nimmt mit einigen Zimmern der ersten Etage vorlieb, um wenigstens etwas zu haben, das er seine „vier Pfähle" nennen kann. Es gab ja eine Zeit, da hatte er nicht einmal, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und mit Grausen erinnert er sich jenes Tags, an welchem er — ein verwaister Knabe — mitten im Winter rath- und obdachlos auf der Straße stand und nicht wußte, woher ein Stückchen Brot nehmen, noch wohin sich wenden, um nicht erfrieren zu müssen. Das ging aber — um es, während Herr Seidenhase gemüthlich

eine Schälchen nach dem andern trinkt, im Vorübergehen zu erzählen — folgendermaßen zu.

Jeremias war das einzige Kind braver, aber armer Eltern, die er unbeschreiblich liebte, obschon sein gestrenger Herr Vater sehr wenig Spaß verstand und ihm oft, unbedeutender Versehen wegen, die Höslein sammt dem edlen Körpertheile unter dem Rücken sehr empfindlich ausklopfte. Solche schmerzensreiche Mißverständnisse abgerechnet, verfloß seine Kindheit in ungetrübter Freude, sein Körper entwickelte sich überraschend schnell, und als er in seinem vierzehnten Jahr, nach erfolgter Confirmation, in die große Welt oder vielmehr als Lehrling in den kleinen Laden eines Gewürzhändlers eintrat, durfte er für einen recht hübschen, wenigstens für einen recht fetten Burschen gelten; denn er war schon damals so dick wie eine Schlackwurst.

Um diese Zeit nahmen seine kreuzbraven Eltern Abschied vom irdischen Jammerthal und ihrem einzigen Häslein, um im himmlischen Jenseits die Freuden des Paradieses kennen zu lernen und die Beschwerden der Erbsünde und ihres glücklichen Ehestandes zu vergessen. Jeremias, dem sie nur Schulden hinterließen, weinte dessenungeachtet und trotz des unvergeßlichen Rohrstocks, der so oft die innigste Bekanntschaft mit seinem Rücken gemacht, als guter Sohn einen Ocean von Thränen auf ihre Gruft und kehrte mit rothgeschwollenen Augen in die Einsamkeit seines Ladens zurück, wo er seinen Schmerz endlich bei der harmlosen Beschäftigung des Pfefferstampfens, Rosinenlesens und Dütenzusammenpappens bewältigte. Er lebte zwar nicht, aber vegetirte

sehr glücklich und würde sich in dieser vorsintflutlichen Harmlosigkeit gewiß zu einem sehr soliden Gewürzkrämer ausgebildet haben, hätte nicht ein ganz unerwartetes Ereigniß plötzlich einen Strich durch diese Rechnung gemacht und sein Gestirn in andere Bahnen geworfen.

Ueber der Ladenthür des Spezereihändlers hing zum anlockenden Schauspiel für die Vorübergehenden ein ausgestopfter Krokodil, den Herr Morchel — so hieß der Spezereihändler — eigenhändig dahin befestigt hatte, theils um Kunden herbeizulocken, hauptsächlich aber um seine Collegen damit zu ärgern, die keinen so schönen Krokodil wie er aufzuweisen hatten. Schon lange hatte Jeremias gewünscht, das Schuppenthier einmal recht con amore in der Nähe zu betrachten, und als eines Tages sein Principal abwesend war, wurde das Gelüst in ihm so stark, daß er sich nicht versagen konnte, die Ladenleiter an die Thür zu rücken und zu dem Gegenstande seiner Sehnsucht aufzusteigen. Da — ehe er noch recht des ersehnten, endlich errungenen nahen Anblicks sich erfreute — brachte ein ungeschickter Tritt die Leiter zum Fallen, in wahrhafter Seelenangst klammerte sich Jeremias an den Schwanz des ägyptischen Ungeheuers, die Leiter fiel, der Schwanz brach ab, und sowohl er als der junge Seidenhase stürzten auf den Boden.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke öffnete Herr Morchel die Thür, unter der er, ob des unerwarteten Anblicks, fast versteinert stehen blieb. Als er aber den Greuel der Verwüstung und den Schwanz seines theuren Schuppenthieres in der Hand seines zitternden Lehrlings sah, da kam

Leben in seine Fäuste, da faßte er mit einer Hand das Haar des unglücklichen Jeremias, während er mit der andern dessen Wangen rechts und links bearbeitete.

„Schurke, und mehr als Schurke!“ schrie dabei der kleine Herr Morchel mit schrecklicher Stimme, „meinen Krokodil, den Stolz meines Herzens, die Wonne meiner Seele, zu verunstalten! Abscheulich! Die Bestie kostet mich eine unmenschliche Summe. Und da muß ich Narr mir einfallen lassen, diesen neunhäutigen Seehund von einem Seidenhasen in mein Haus zu nehmen, diese menschgewordene Kinnlade, die täglich mehr Rosinen verzehrt, als ich in drei Tagen verkaufe!“

Sprach's und stieß den arg zerschlagenen Jeremias mit kräftigem Fußtritt auf die Straße, wo der junge Mensch in blauer Ladenschürze und großen Filzschuhen, mit dem zerzausten Haar und der blutenden Nase die Zielscheibe des Witzes für die sich schnell versammelnde souveraine Gassenbrut wurde. Es war mitten im Winter und sehr kalt. Wohin sich wenden? Ach, er hatte Niemand, Niemand, und der Hohn der kleinen Gassenteufel dauerte immer fort. Da rannte er plötzlich, seine Peiniger durchbrechend, die bereits anfingen, ihn mit Schneeballen zu bombardiren, spornstreichs fort, und weiter und immer weiter. Er wußte selbst nicht, wohin er lief, und als er endlich vor Ermüdung stehen bleiben mußte, befand er sich am Eingange der Neustädter Kirche, in der eben ein bekannter Choral angestimmt wurde.

Dem armen zerschlagenen jungen Menschen liefen die

hellen Thränen über die Backen, als er die fromme Weise vernahm, und rasch entschlossen trat er, ohne an seinen Anzug zu denken, in die Kirche, wo er, bescheiden auf einem Nebenbänkchen Platz nehmend, mit so heller Stimme in den Gesang einfiel, daß sich die andächtige Gemeinde schier verwunderte über den sich so plötzlich trompetenartig erhebenden Klang und die Frauen in den Kirchstühlen die Köpfe zusammensteckten. Solches Aufsehen aber, das er erregte, gereichte dem Obdachlosen zum Heil; denn unter Denen, die ihn zu beobachten anfingen, befand sich ein gutmüthiger alter Herr, der ihn nach beendigtem Gottesdienste mit sich nahm und mit Speise und Trank erquickte.

Das war der fürchterliche Tag, dessen sich Herr Seidenhase im warmen Zimmer heute so recht behaglich erinnerte, zugleich mit dem wärmsten Dankgefühl gegen den freundlichen kinderlosen Alten, der ihn von jenem Tage an nicht mehr von sich ließ, ihn sogar auf seinen Reisen durch alle Länder Europas mit sich nahm und schließlich zum Erben seines bedeutenden Vermögens einsetzte.

Mit diesen Erinnerungen beschäftigt hatte Herr Seidenhase eben die vierte Tasse Kaffe geleert, als leise an die Thür geklopft wurde. „Herein!“

Der Eintretende war Ferdinand, der eine ziemlich linkische Verbeugung machte und in der Nähe der Thür stehen blieb. Herr Jeremias lud ihn freundlich ein, näher zu treten, und fragte nach seinem Begehren.

„Ich komme,“ stotterte der Knabe, „um mich bei Ihnen zu erkundigen, ob Sie gestern etwas verloren haben.“

„Ich!" Jeremias legte den Finger an die Nase, stürzte aber schon im nächsten Augenblicke auf seinen Ueberrock los, den der Wichsier über eine Stuhllehne gelegt hatte und untersuchte dessen Seitentaschen: sie waren leer bis auf zwei Rosinenmänner, die unter den vor Bestürzung zitternden Händen des Erbleichenden zum Vorschein kamen.

„Und ob ich etwas verloren habe," wehklagte er, „meine Brieftasche fehlt, ach! meine Brieftasche. Dieser Schlag giebt mir einen Knax auf Zeitlebens, ich bin ein ruinirter Mensch!"

Mehrmals versuchte Ferdinand ihn zu unterbrechen, allein Herr Jeremias, nur mit seinem Verluste beschäftigt, ließ ihn nicht zu Worte kommen und heulte in Einem fort.

Endlich gelang es Ferdinand, sich ihm verständlich zu machen und ihm zu erzählen, daß eine von ihm gefundene Brieftasche bei seiner Mutter liege, wo sie Herr Seidenhase, wenn sie ihm gehöre, jederzeit abholen könne.

Der kleine runde Mann glaubte Engelsmusik zu vernehmen. „Junge! Mensch! Seraph!" rief er in steigender Ekstase und war in einem Augenblick angekleidet, um, den wohlbekannten Stock mit dem Billardball in der Hand, dem Knaben zu seiner Mutter zu folgen. Sein Eintritt bei Frau Gertrud geschah ziemlich stürmisch, und erst, als die Brieftasche, die sich als sein Eigenthum herausstellte, sich wieder in seinem Besitze befand, wurde er ruhiger; allein er war so erschöpft, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte. Ferdinand hatte ihm verlegen gegenübergestanden; aber noch weit verlegener saß er der jungen

hübschen Frau gegenüber, die um die Erlaubniß gebeten hatte, in ihrer Arbeit fortfahren zu dürfen; das blaue sanfte Auge, die zarte Wange, ein Ohrläppchen wie aus Elfenbein gedrechselt, — alle diese Reize, in deren Nähe er sich befand, brachte in dem vierunddreißigjährigen Seidenhasen Gefühle und Empfindungen hervor, die ihm bisher ganz unbekannt geblieben waren. Eine Minute hatte genügt, sein Herz in Flammen zu setzen. Endlich wagte er nicht mehr, die fleißige Nähterin anzublicken, und stieß nur noch tiefe, klägliche Seufzer aus.

„Mein Herr, Sie fühlen sich unwohl?" fragte theilnehmend Frau Gertrud.

„O nein . . .," stammelte Jeremias, „. . . ich möchte Sie nur . . . um ein Glas Wasser bitten . . ."

„Mit Vergnügen!"

Frau Gertrud beeilte sich, den Wunsch des dicken Herrn zu erfüllen, und brachte ihm das Verlangte, wobei ihr Finger seine Hand berührte, daß es den kugelrunden armen Seidenhasen durchzuckte wie ein elektrischer Schlag.

„Kurios!" dachte er und vergaß zu danken; dagegen trank er das Glas in Einem Zuge leer und bat, da ihn der elektrische Schlag gar nicht mißfallen hatte, sofort um ein zweites, weil er hoffte, der wunderthätige kleine Finger werde seine Hand noch einmal berühren. Doch hatte er sich hierin getäuscht, und da es doch gar zu auffallend gewesen wäre, noch ein Glas Wasser zu verlangen, ihm aber durchaus nichts Anderes einfallen wollte, das gestrandete Gespräch wieder flott zu machen, so zog er es vor, das Bild der hübschen Frau noch einmal in aller Eile zu fixiren

und nach einigen unverständlichen Worten und einer Verbeugung, durch welche der Tisch in Gefahr gerieth umgestürzt zu werden, zur Thür hinauszupurzeln.

„Mutter", rief Ferdinand, der gehofft hatte, wenigstens ein kleines Geschenk zu erhalten, schmerzlich, und eine Thräne der Täuschung schwamm in seinen Augen.

Auch Frau Gertrud mußte weinen; denn sie sagte sich, daß ihre Kinder wohl verdient hatten, mit einer wenn auch nur geringen Belohnung erfreut zu werden. Sie hatte dies um so mehr erwartet, als der Herr, dem sie sein Eigenthum zurückerstatteten, so gutmüthig und menschenfreundlich aussah. Und dennoch — dennoch —

Sie rang nach Fassung, aber vergeblich — Ferdinand hatte sein Gesicht in ihrem Schoose verborgen und schluchzte fort — ihre fleißigen Hände sanken nieder, und auf das braune Lockenköpfchen des Knaben fielen die Thränen der armen, armen Mutter.

. . . .

Der heilige Abend war angebrochen, die Zeit, wo der sinnende Geist es liebt, nach Palästina zu pilgern, und ihn umschauern alle süße Legenden von dem Sterne über Bethlehem und dem göttlichen Kinde in der Krippe, von wachenden Hirten und singenden Engeln, und den Oechslein und Eselein, die der Erzspötter Heine seitdem so reizend besungen hat.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt. Die Sterne leuchteten hell durch den unermeßlichen Raum. Der Schnee auf den Dächern, vom erstarrenden Frost zu Eis krystallisirt, blitzte und glitzerte, kein Lüftchen regte die Flügel, die Natur

schien in Andacht versunken unter dem Eindruck der großen welterlösenden Begebenheit, deren Andenken das dankbare Menschenherz erneuerte.

Herr Jeremias hatte einen, mit seinem Ausdruck zu reden, kuriosen Tag verlebt. Gegen seine Gewohnheit hatte er vorige Nacht schlecht geschlafen und war sehr zeitig aufgestanden. Später hatte zwischen ihm und seinem Factotum folgendes Gespräch stattgefunden:

„Kellerwurm, ich seh's Euch an der Nase an, daß Ihr Euch den Kopf über mich zerbrecht."

„Ich will's nicht leugnen," gab der Ausklopfestock kleinlaut zu.

„'s steckt auch Etwas dahinter, Kellerwurm! Rathet einmal!"

„Sie wollen doch nicht Bücher schreiben, wie der Literat da drüben, dem ich schon seit einem halben Jahre umsonst putze?"

„Nein, Kellerwurm!"

„Oder eine Klein-Kinder-Bewahranstalt errichten?"

„Auch nicht!"

„Oder gar heirathen?"

„Eben das: heirathen will ich!"

Dem Stiefelputzer fiel vor Schreck der Rohrstock aus der Hand. „Heirathen!" stammelte er tonlos und schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Nicht wahr, das ist kurios?"

„Auf Ehre, sehr kurios!"

„Nun seht einmal, Kellerwurm," setzte Jeremias das

vertrauliche Gespräch fort und ergriff die Hand seines alten Dieners, „es ist am Ende doch nicht gut, daß der Mensch allein bleibt."

„Da mögen Sie Recht haben," stimmte Kellerwurm bei. „Wenn sich Zwei recht von Herzen gut sind, da ist's eine wahre Lust, miteinander zu leben. Hab's ja selber erfahren. Meine Alte hat mich, so lang' sie lebte, auf den Händen getragen und Alles gethan, was sie mir an den Augen absehen konnte. Ich kann sie auch nicht vergessen, und 's ist doch schon fünfzehn Jahre her, seit sie der liebe Herrgott an einer sanften Nierenentzündung zu sich genommen."

Der Stiefelputzer wischte sich die übervollen Augen und Herr Seidenhase that aus Gutmüthigkeit das Gleiche, obschon er eigentlich keinen Grund hatte, um die selige Frau Kellerwurm Thränen zu vergießen.

„Gut," setzte er das Gespräch wieder in Fluß, „das Heirathen wäre also eine abgemachte Sache. Aber nun sollt Ihr mir Eure Meinung über meine Wahl sagen, Kellerwurm! Ihr seid ein vorurtheilsfreier Mann . . . sprecht frisch von der Leber weg. Vor Allem also, ich heirathe eine Witwe. . . ."

„Eine Witwe," repetirte Kellerwurm.

„Und zwar eine Witwe mit zwei Kindern. . . ."

„Mit zwei Kindern."

„Im Alter von achtundzwanzig Jahren ungefähr."

„Das heißt die Kinder?"

„Kellerwurm, werde Er nicht impertinent! Von der Witwe ist die Rede."

„Ach so! Also von achtundzwanzig Jahren ungefähr.“

„Es ist wahr, sie hat kein Vermögen, aber große Aehnlichkeit mit meiner seligen Mutter, eine hübsche Hand und ein wahrhaft entzückendes Ohrläppchen.“

Der Wichsier nickte mit dem Kopfe. „Sie wollen also,“ sprach er, „eine Witwe heirathen, welche die Zwanzig bald hinter sich, zwei Kinder, eine hübsche Hand, kein Vermögen, aber ein schönes Ohr und große Aehnlichkeit mit Ihrer seligen Frau Mutter hat.“

„Trifft! Habt Ihr Etwas daran auszusetzen?“

„Ich meine nur so.“

„Die Partie kann ja gar nicht passender sein. Meine Braut ist arm, ich mache sie reich . . . ihre Kinder bedürfen der Fürsorge eines Vaters, ihre Liebe wird meinem Herzen wohlthun. Wir machen uns gegenseitig glücklich, es soll ein Leben werden wie im Paradiese. Nur Eines bleibt mir dann noch zu wünschen übrig . . .“

Jeremias sah dem Stiefelputzer treuherzig ins Gesicht.

„Seht, ich hab' mich an Euch gewöhnt, Kellerwurm! Wie wäre es, wenn Ihr von heute an ganz in meinem Hause bliebt! Eure alten Unterthanen werden mürbe und wackelig und wollen nicht mehr fort. Ihr müßt Euch abrackern von früh bis in die Nacht. Hier habt Ihr meine Hand, Kellerwurm, schlagt ein! Ihr bleibt bei mir, wenn ich heirathe, und so Gott will, sollt Ihr binnen einem Jahre mein erstes Söhnlein auf den Knieen schaukeln.“

Kellerwurm zwang seine halblahmen Knochen zu einem Freudensprunge und schlug weinend vor Rührung ein.

„Topp," schluchzte er, „Sie wollen es, und ich bleibe bei Ihnen, der Rest meines Lebens gehört Ihnen . . . Sie sind ein braver lieber Herr!"

Bald darauf verließen Beide sehr eilfertig das Haus.

Also es war am heiligen Abend, und Frau Gertrud saß mit ihren Kindern bei einem frugalen Gericht, dem Ferdinands Kinnlade empfindliche Niederlagen beibrachte, — die kleine Bescherung sollte am nächsten Morgen stattfinden, zum ersten heiligen Feiertage, wie es in vielen Familien üblich ist, — da wurde plötzlich stark an die Thüre gepocht und unmittelbar darauf trat ein Diener in reicher Livree ein, in welchem wir auf den ersten Blick unsern Freund Kellerwurm erkennen.

„Ich habe die Ehre, Frau Gertrud zu sprechen?" fragte er mit tiefer Verbeugung und einer seltsamen Bewegung, als wäre er im Begriff, Jemandem einige Püffe zu versetzen, so daß die Kinder erschreckt in eine Ecke flüchteten. „Ja, ja, Sie müssen es sein," fuhr er fort, „Zug für Zug hat mein Herr, der Herr Rentier Seidenhase, mir Ihr Bild vorgemalt . . . ich kann mich nicht täuschen." — Und ehe die junge Frau noch zu Worte kommen konnte, hatte ihr der Redselige — redselig aus Freude — den besten Empfehl seines Herrn mit dessen tiefstem Respect gemeldet, und wie er sich vorgenommen, ihren Kindern heute Abend eine Freude zu machen, und sie deshalb bitten lasse, dieselben in seine Wohnung zu begleiten und sich dazu des unten wartenden Wagens zu bedienen.

Ei, wie horchten die Kleinen auf, als sie die frohe Kunde

vernahmen! Leise stahlen sie sich aus der Ecke hervor und an die Seite der lieben Mutter, und als diese ihre Einwilligung gab, waren sie im Handumdrehen mit ihrem Anzuge fertig und hüpften im Zimmer umher, während Frau Gertrud sich mit Mantel und Hut bekleidete. Es kam ihr, der Hartgeprüften, zwar vor, als sollte sie gehen, ein Almosen zu empfangen, und dies schmerzte sie; aber konnte sie denn ihre Kinder verlassen? oder sollte sie eine so freundlich empfangene Einladung zurückweisen?

Zehn Minuten später waren sie an Ort und Stelle. Jeremias empfing sie im schwarzen Frack und so ehrerbietig, daß er die junge Frau, in die er doch sterblich verliebt war, kaum anzusehen wagte. Er bat tausendmal um Entschuldigung, daß er die Verwegenheit gehabt, sie noch so spät zu sich zu bemühen. Fast nicht weniger verlegen wie er war Frau Gertrud, die da, wo ihre Kinder die Hauptpersonen sein sollten, sich plötzlich so bedeutend in den Vordergrund gedrängt sah und sich fragte, warum der reiche Wirth sich seinem bescheidenen Gaste gegenüber benehme wie ein armer Sünder.

Das Räthsel sollte bald seine Lösung finden, als sie in ein Zimmer eintraten, aus welchem ihnen ein riesiger Weihnachtsbaum entgegenstralte, so daß den Lippen der Kinder ein freudiger Ausruf entfuhr, der aber bald in lautloses Entzücken überging, als sie, an den Tisch geführt, die vielen für sie bestimmten reichen Geschenke erblickten.

Frau Gertrud fühlte sich noch verlegener. „Es ist zu viel," stammelte sie in reizender Verwirrung, die ihre blasse

Wange mit einem sanften Roth überzog „Sie machen mich zu Ihrer Schuldnerin für immer, Herr Seidenhase . . . ich kann Ihnen nimmer vergelten . . .“

„Und doch!“ seufzte der kleine verliebte Herr Seidenhase, seine rothen Backen aufblasend und einen bedeutungsvollen Blick auf seinen Bedienten werfend, der heftig mit den Armen arbeitete. Kellerwurm seufzte pflichtschuldigst ebenfalls.

Da faßte sich Jeremias ein Herz, verbeugte sich vor Frau Gertrud und sprach, auf Ferdinand und Lorchen deutend, die mit ihren Geschenken beschäftigt waren. „Sehen Sie diese Kinder! Würden die Verwaisten nicht glücklich sein, wenn sie einen zweiten Vater, der ihre zarte Jugend beschützt, zum Theilnehmer ihrer Freude hätten?“

„Mein Herr . . .“

„Um mich anders auszudrücken: Würden Sie sich entschließen können, einem Verehrer Ihrer Tugend, der den besten Willen hat, Sie und Ihre Kinder recht glücklich zu machen, Ihre Hand zu reichen?“

„Herr Seidenhase . . .“

„Und wenn ich . . . ich selbst um Ihre Hand anhielte, würden Sie so grausam sein, mir dieselbe zu verweigern? O zürnen Sie mir nicht . . . nehmen Sie mein wohlgemeintes Anerbieten an . . . aber ich sehe, Sie wenden sich ab . . . Sie grollen mir . . . ich bin abgewiesen?“

„Wir sind also abgewiesen?“ wiederholte mit fürchterlicher Stimme der Ausklopfestock, der es für seine Pflicht hielt, seinen Herrn zu unterstützen.

Frau Gertrud zitterte vor Aufregung über den unerwarteten Antrag. „Mein Herr," stammelte sie, „die Ehre, die Sie mir zu erweisen gedenken, ist so groß . . ." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Sie geben mir also wirklich den Korb?" stöhnte Jeremias auf's Neue.

„Sie wollen also wirklich nichts von uns wissen?" wehklagte auch Kellerwurm, dem ganze Bäche von Thränen anfingen über die hageren Wangen zu laufen.

Frau Gertrud hatte sich mittlerweile gefaßt. „Mein Herr," sagte sie, zu Herrn Seidenhase sich wendend, ernst, „schonen Sie meiner! Sie werden es begreiflich finden, daß ich in einer lebensinhaltschweren Angelegenheit nicht sofort meinen Entschluß feststellen kann . . . geben Sie mir Bedenkzeit!"

„Zugestanden! Und wenn Sie inzwischen finden, daß ich gar nicht so abscheulich bin, wie ich aussehe?" — fragte Herr Seidenhase mit so urnaiver Treuherzigkeit, daß Frau Gertrud nicht umhin konnte, mit einem Lächeln darauf zu antworten, einem leisen doppeldeutigen Lächeln, das freilich eben so gut den Hoffnungen des Herrn Jeremias, als ihren Kindern gelten konnte, die während des Gesprächs den Tisch verlassen und sich an ihre Mutter geschmiegt hatten. Jeremias aber, der es für eine Antwort zu seinen Gunsten hielt, brach in ein lautes Freudengeschrei aus, und seinen Kellerwurm um den Leib fassend, tanzte er mit ihm, lachend und weinend, um den Christbaum herum.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Nach einigen Monaten gab Frau Gertrud Herrn Seidenhase, den sie wegen seines wahrhaft vortrefflichen Gemüths mit jedem Tage mehr schätzen gelernt hatte, ihr Jawort, und der kleine runde Mann ist jetzt der glücklichste Ehegatte in der Residenz. Die beiden Rosinenmänner, bei deren Einkauf er seine Brieftasche verloren, werden von ihm als Heiligthümer aufbewahrt und stehen in seinem Zimmer zu beiden Seiten einer prachtvollen Uhr, über deren Zifferblatt er ein Miniatur-Portrait seiner hübschen blonden Frau hat anbringen lassen.

Seit zwei Jahren schaukelt Kellerwurm, dessen Unterthanen immer contracter werden, einen kleinen Seidenhasen auf seinen Knieen, und Ferdinand und Lorchen können sich nicht satt sehen an dem allerliebsten Stiefbrüderchen, das zwar nach seinem vortrefflichen Vater Jeremias heißt, aber von den Hausgenossen kurzweg Miezchen genannt wird. Ihre Mutter ist noch immer so hübsch wie früher, und um ein kleines Geheimniß zu verrathen, sie wetteifert mit ihrem Gemal, den Dürftigen mit Rath und That beizustehen, und thut im Verborgenen viel Gutes.

Ein Prediger und sein Weib.

I.

Es war an einem schönen Frühlingsnachmittage des Jahres 1655 und die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, als auf der von Süden her nach der alten Sechsstadt Camenz in der Lausitz führenden Landstraße ein müder Wanderer dahinschritt. Der Mann stand im mittleren Lebensalter und war groß und stark gebaut. Der Nacken des Wanderers war stolz, sehr stolz... sein Antlitz mit kühn gebogener Nase und einer Stirn wie aus weißem Marmor gearbeitet, repräsentirte den adlerartigen Typus des antiken Morgenlandes. Ein voller Bart erhöhte den kriegerischen Ausdruck des Gesichts, das um so mehr fesselte, als eine geisterhafte Blässe darüber ausgebreitet lag. Es war der bleiche Schimmer eines vom Mondlicht umstralten Kreidefelsens, den man vor sich hatte, wenn man dem Mann ins Gesicht sah, und sein schwermüthiges Auge glich einem verlöschenden niedersinkenden Sterne, es war ein trübe brennendes Geheimniß unerklärbarer Schmerzen

und Wunden. Der Mann war in ein Wamms gekleidet, wie es deutsche Studenten damals zu tragen pflegten, und in der That hätte man ihn für einen fahrenden Musenjünger halten können, wenn man zu seinem ziemlich unscheinbaren Wamms einen langen Raufdegen rechnete, der an seiner Seite schaukelte und an Klinge und Glocke die deutlichsten Spuren hitziger Kämpfe trug.

Jetzt trat der Mann aus einem Gebüsch, welches ihm bisher die freie Aussicht entzogen hatte, und von der Anhöhe aus, auf welcher er sich befand, sah er die von der untergehenden Sonne zauberhaft beleuchtete Stadt vor sich liegen, die Thürme, die sich von dem blauen Hintergrunde abzeichneten, die Häuser, deren Fenster rosig erglühten in den Stralen des niedersinkenden Tagesgestirns. Eine Glocke fing an ihre summende Stimme vernehmen zu lassen, und in einem fernen Dorfe antwortete ihr eine andere, und beide vereint läuteten den Tag zur Ruhe. Die neun zum Gebete auffordernden Schläge erklangen, dann war Alles wieder still, und nur eine späte Biene noch schwebte um den Kelch einer Blume, bis auch sie von dannen flog.

Der Wanderer seufzte und blieb, auf seinen gewaltigen Raufdegen sich stützend, einige Minuten in tiefem Nachdenken stehen. Plötzlich aber raffte er sich empor und, mit beinahe trotzigen Schritten vorwärts nach der Stadt eilend, sprach er vor sich hin:

„Es muß sein, ich will *sie* wiedersehen."

Bald hatte der Bleiche die Stadt erreicht, die sich schon in den Mantel der Nacht gehüllt hatte. Vor dem Hause des

reichen Bürgers und Viertelsmeisters Wolfram hemmte er seine Schritte. In einem Gemache im ersten Stock erblickte er ein Licht, er breitete die Arme darnach aus, er seufzte wieder . . . sein Haupt sank auf seine Brust, aber nur für einen Augenblick, im nächsten war der Bleiche schon in das Haus eingetreten und die Treppe hinaufgestiegen. Er schien mit der Oertlichkeit bekannt. Aus einer offenstehenden Thür drang ihm heller Lichtschimmer entgegen, er schritt auf denselben zu . . .

Der Anblick, der sich ihm bot, schien seinen Fuß an den Boden zu fesseln und ihm den Athem zu rauben, er stand unbeweglich still, nicht die leiseste Regung war an ihm wahrzunehmen; nur in seinen Augen funkelte und loderte es wundersam, und sein Blick bohrte sich mit wollüstiger Trunkenheit auf einem Gegenstande im Hintergrunde des Gemaches ein . . .

Was war es, das mit magnetischem Einflusse seine Augen zu bezaubern, seine Willenskraft zu lähmen schien?

Das Gemach, aus welchem der Lichtschimmer drang, war mit jenem soliden Prunk aufgeschmückt, den unsre Voreltern liebten. Die Schränke wie die Tische in dem Gemache waren von Eichenholz, an und für sich selbst vielleicht von geringem Werth, aber kostbar durch kunstvolle Schnitzarbeit. Der Fußboden war getäfelt und mit Teppichen belegt. Mehre Gemälde, Portraits ehrwürdiger Matronen und alter Herren mit faltenreichen Kragen und spitzen Bärten, hingen an den Wänden, und Blumen dufteten an den Fenstern. Im Hintergrunde des Gemaches aber, auf einer

Art Ruhebett, lag eine junge schöne Frau in nachlässiger Stellung, von dem Lichte einer Ampel malerisch übergossen. An den schwellenden üppigen Lippen schwebte ein schmachtendes Lächeln, um ihre sanftgefärbten Wangen rollten braune Lockenwellen, ein voller weißer Arm ruhte unter dem Kopfe, während die andere Hand auf dem durch das dünne Gewand hervorschlagenden Herzen lag.

Im übermächtigen Drange der Gefühle, die wechselnd auf ihn einstürmten, trat der bleiche Wanderer näher und immer näher an die schöne Schlummernde, deren Hand er ergriff und mit lodernden Küssen bedeckte . . . ein leises Roth erglühte auf dem weißen Gefilde seiner Wangen, als er diese glühenden Küsse auf die reizende Hand säete.

Die ungestüme Art dieser Begrüßung verscheuchte den Schlummer der jungen Frau, die, einen Fremden mit verwildertem Bart und ein blitzendes Mordwerkzeug an seiner Seite gewahrend, mit raschem elastischen Sprunge gleich dem einer aufgeschreckten Schlange emporschnellte und nach der entgegengesetzten Seite des Gemaches sich flüchtete.

Da öffnete der Fremde seine bis jetzt stumm gebliebenen Lippen und mit unendlich sanfter, weicher Stimme sprach er zu dem reizenden Flüchtlinge:

„Du fliehst mich, Susanna, Du hast mir noch immer nicht verziehen?"

Das schöne Weib erbleichte, als sie diese Stimme vernahm, diese wehmüthig sanften Töne, die wie eben so viele rührende Anklagen an ihr Ohr drangen. Sich mit halbem Leibe vorbeugend, wobei das verrätherische Gewand bisher

verborgene Reize enthüllte, starrte sie den Bleichen mit fragenden Augen an und stieß, als sie nicht mehr zweifeln konnte, mit Lebhaftigkeit hervor:

„Dulich, Ihr seid es? Unglückseliger, verlaßt mich auf der Stelle, entfernt Euch, ehe man Eure Anwesenheit gewahrt.“

„Also immer noch grausam?“ stöhnte der Arme. „Du weisest mir gleich einem Bettler die Thür, und bist doch, Susanna! mit unauflöslichen Banden an mich gekettet, bist — mein Weib, schöne Susanna!“

II.

Um die Situation zu begreifen, in welcher die beiden Personen sich befanden, die wir eben kennen lernten, müssen wir einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren zurückgehen bis zu einem Frühlingssonntage des Jahres 1643, an welchem alle Finken auf den Bäumen im Freien schmetterten und alle Glocken in der Stadt in feierlichem Geläut erklangen. An diesem Sonntage wurde ein junger Prediger mit der Tochter eines reichen Bürgers von Camenz getraut, und Niemand schien glücklicher als das junge Paar, als es nach Beendigung der heiligen Ceremonie wieder an der Spitze des zahlreichen Hochzeitsgeleites aus dem Dome trat.

Die junge Frau war sehr schön und ein beifälliges Murmeln, ein Flüstern der Bewunderung lief durch die vor der Kirche versammelte Menge, als sie am Arme ihres

jungen Gatten die Straße betrat, um zum letzten Male in die Wohnung ihres Vaters, wo das Hochzeitsmahl angerichtet war, zurückzukehren. Aber nicht allein die auf der Straße Harrenden, sondern auch die meisten jüngeren Hochzeitsgäste waren nicht unempfindlich gegen die Schönheit der siebzehnjährigen Braut, die das grüne Myrtenkränzlein im Geroll des braunen Haares noch schöner machte. Unter ihnen befand sich der Stadtschreiber Arminius Eisenhut, der mit gemessenen Pfauenschritten neben einem wohlhabenden Rathsherrn einherstolzirte und seine grauen Augen oft mit Wohlgefallen über seinen stattlichen Anzug gleiten ließ.

Herr Arminius Eisenhut war ein vortrefflich gewachsener junget Mann mit einem so nichtssagenden Gesicht, als nur je eins über Actenstößen gelb geworden ist, mit dünnem farblosen Lippenbarte, glatten Wangen und wohlfrisirtem Haar, dem man ebenfalls schwerlich eine Farbe beizulegen vermochte; denn es spielte von dem Silberschein des Flachses in das blasse Gold eines reifen Haferstengels hinüber. Wer ihn näher kannte, hielt ihn für ebenso eitel als bösartig, für einen geputzten Schurken, der sein Gewissen eben nicht oft belästigte, und wenn es galt, einen Zweck zu erreichen, in der Wahl seiner Mittel durchaus ohne Rücksicht verfuhr.

Heute gefiel sich der eitle Stadtschreiber besser als je in seinem schwarzen Wamms von feinstem Tuch mit weiten weißen Bauschen und mit silbernen Tressen besetzt, in dem Filzhut mit langer wehender Feder, einen zierlichen Degen mit der Klinge eines Federmessers an der Seite, in

den kostbaren Schuhen mit silbernen Schnallen und Absätzen, die roth gefärbt und sehr hoch waren, dazu kamen eine kunstreich gestickte Halskrause und ein Paar eng anliegende Handschuhe, ein gülden Kettlein um den Hals und ein großer Ring am Zeigefinger der rechten Hand. Der Stadtschreiber war, wie gesagt, heute sehr mit sich zufrieden, ein selbstgefälliges Lächeln spielte um seine dünnen Lippen, und den Kopf ein wenig zurückwerfend, schritt er stolzer einher als je, zur hohen Belustigung einiger ehrsamen Bürger, bei denen der Stadtschreiber Eisenhut nicht gut angeschrieben stand.

Während des Zuges durch die Straßen kamen dem schön geputzten Manne der Feder mancherlei Gedanken.

„Sie ist eine Närrin, diese Susanna," sprach er zu sich selbst, „daß sie den ungeschlachten geistlichen Herrn zum Eheliebsten auserkoren, diesen Magister mit einem Nacken wie ein Stier, und Schultern, welche wie die des Atlas die Last einer Welt auf sich nehmen könnten. Hätte die tugendliche Jungfrau doch fleißiger um sich geschaut! Wie konnte ich ihr entgehen" — und der Stadtschreiber warf einen Blick tiefer Zärtlichkeit auf seinen schmalen Fuß und sein dürres Gebein — „ich selbst, Arminius Eisenhut, wohlbestallter Stadtschreiber hiesigen Orts, der schönste der Männer im Lande Lusatia mit dem Wuchse eines Apollo; ich, der feingesittete Hofmann, dessen Mund von Honig und dessen Lippe von Rosenöl träuft, ich, der weitberühmte Poet, dessen Verse dem Ovidio Nasoni zur Ehre gereichen würden."

Der Stadtschreiber roch an den Blumenstrauß, welchen

er in der Hand hielt, während sein Auge die junge Braut suchte, die einige Schritte vor ihm ging. „Teufel, sie ist sehr schön," setzte er sein Selbstgespräch fort, „ich begreife nicht, wie ich erst jetzt dieses Edelsteins Werth erkennen kann, wie es möglich war, daß diese kostbare Perle meinem Auge entging! Und dieses liebenswürdige Geschöpf soll an der Seite eines groben Magisters sein Leben vertrauern? Nimmermehr! Dieser Edelstein muß mein werden, mein, ungeachtet der Hindernisse, welche mir von allen Seiten sich entgegenstellen. Den Pfarrer mag ich so nicht leiden; er hat mein letztes Poëm mittelmäßig gefunden, und mir einmal unter vier Augen vertraut, ich wäre ein ausgemachter Narr. Eisenhut, Du — ein Narr! Das fordert Rache, ausgesuchte Rache."

So sprach der schön geputzte und noch schöner frisirte Stadtschreiber mit sich selbst, und ehe noch der Hochzeitszug das Haus des Brautvaters erreicht hatte, war er mit einem Plane zu Stande gekommen, der ihn ans Ziel zu führen versprach.

Seit diesem Tage verkehrte der Stadtschreiber viel mit dem neuvermählten Prediger und dessen junger Frau.

Susanna, so hieß die schöne Pfarrerin, hatte nur dem Willen und Wunsche ihres Vaters, eines wohlhabenden Bürgers und Viertelsmeister, gehorcht, als sie dem ernsten Magister ihre Hand reichte, der sie zwar unaussprechlich liebte, aber in seinem ganzen Wesen viel zu wenig mit ihr übereinstimmte. Sie war zu eitel zu kokett und genußsüchtig, als daß ihm seine Ehe mit ihr hätte das gehoffte Glück

gewähren können. Auch trug die Saat, die der Stadtschreiber mit teuflischer Schlauheit in ihr Herz streute, bald vortreffliche Früchte, und binnen Kurzem sprach man in der Stadt davon, sie werde in das Haus ihres Vaters zurückkehren, da sie mit ihrem Manne durchaus nicht leben könne.

Aber nicht bloß im Hause des Magisters, auch außerhalb desselben zeigte sich die verderbliche Thätigkeit des Herrrn Arminius Eisenhut, der allmählich den jungen leicht aufbrausenden Prediger in eine Menge verdrießlicher Händel mit den Behörden der Stadt verwickelte. Diese Verdrießlichkeiten bis zu offenen Kämpfen zu steigern, fiel dem Schlauen um so weniger schwer, als der Magister bei allen vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens doch nicht ohne Fehler war. Ohne alle Lebensklugheit, bot er seinen Gegnern viele Blößen, um so mehr, als er leicht in Zorn gerieth und dann, alles Maß überschreitend, sich nicht mehr damit begnügte, sich zu vertheidigen, sondern in rasender Wuth Schimpfreden ausstieß und seine Worte zu Kolbenschlägen machte, um seine Gegner niederzuschmettern.

Der Magister liebte, wie gesagt, seine Frau mit der ganzen Leidenschaft eines großen feurigen Gemüths. Um so tiefer mußte es ihn schmerzen, bald die Wahrnehmung zu machen, daß es ihm niemals gelingen werde, ihre Gegenliebe zu gewinnen. Dies erhöhte die Reizbarkeit seiner Stimmung; er predigte nicht mehr, er donnerte in dem Grimme seines brechenden Herzens gegen seine Feinde; der Stadtschreiber schürte den Brand, der Zank nahm an Aergerlichkeit zu,

und schließlich wurde dem Magister vom hochweisen Rath angekündigt, er habe binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt auf ewige Zeiten zu meiden.

Vernichtet kehrte er vom Rathhause, wo ihm dieser Bescheid eröffnet worden war, in seine Amtswohnung zurück und trat in dem Augenblicke ein, als der Stadtschreiber sehr galant die Fingerspitzen Susanna's küßte, welche diese Huldigung mit beifälligem Lächeln aufnahm.

„Sieh da, der Herr Magister," flüsterte mit dünner Stimme der Stadtschreiber, auf seinen rothen Absätzen sich drehend und mit süßlichem Grinsen dem Prediger seine Rechte entgegenstreckend. „Ich sehe es Euch an, Euer Streit ist zu Eurem Vortheil ausgeschlagen, Vortrefflichster!" setzte er boshaft hinzu, als er das sorgenvolle Gesicht des Magisters gewahrte. „Denkt Euch, Magister, der Bürgermeister vertraut mir nicht ein Sterbenswörtchen über Euch, weil er weiß, daß ich Euer Freund, Euer Bruder bin. Doch erzählt! Ihr seid Sieger?"

Statt zu antworten ging der Prediger nach einer Ecke, nahm einen dort stehenden Stock und zeigte denselben dem Stadtschreiber, der unwillkürlich einige Schritte zurückwich.

„Freund, was soll's mit dem Stocke?"

„Nicht viel! Ich wollte Euch nur bemerken, daß es ein Wanderstab ist."

„Ein Wanderstab! Aber wenn mich nicht Alles trügt, Herzensfreund, so scheint es mir, als ob ich eine tüchtige Keule vor mir hätte."

„Es ist ein Wanderstab, sag' ich Euch, und ich muß

Gott danken, daß ich gerade einen dergleichen vorräthig habe. Morgen verlasse ich die Stadt, man hat mir mein Amt und meine Wohnung genommen, meine Gegner haben gesiegt."

„Nicht möglich! Nicht möglich!" stöhnte mit herzbrechenden Seufzern der Stadtschreiber und lief mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab. Ja, er that noch mehr: er hielt sich die Hand vor die Augen und ließ ein paar Thränen aus seinen grauen Augen heraufsteigen, wirkliche echte Thränen, die ihre Schuldigkeit thaten. Als er jedoch den fürchterlichen Stock die Hand des muskulösen Predigers nicht verlassen sah, wurde es ihm unheimlich in dem abgelegenen Pfarrzimmer, und er beeilte sich, noch einmal die Fingerspitzen der schönen Susanna zu küssen, dann seinen „Herzensfreund" zu umarmen und mit zwei wohlangebrachten Sätzen aus dem Gemache zu hüpfen.

Nach seiner Entfernung stellte der Prediger den Stock bei Seite und wandte sich an seine junge Frau.

„Du bist ohne ein Wort der Theilnahme für mich?" fragte er mit trauriger Stimme.

„Geh' doch, Kaspar! Du weißt, und ich habe Dir es schon oft gesagt, daß Du mir unendlich gleichgiltig bist."

Susanna hielt ihre weiße Hand vor den Mund und gähnte mit der ruhigsten Unbefangenheit.

„Geliebte," fuhr der Pfarrer fort, und seine Stimme zitterte, „eben ist mir angedeutet worden, daß ich morgen die Stadt zu meiden habe."

„Ei sieh doch, die Herren verfahren ja recht grausam gegen Dich, Kaspar!“

„Ich darf nie mehr nach Camenz zurückkehren.“

„So!“ gähnte die junge Frau sehr gleichgiltig.

„Noch einmal: meine Feinde haben gesiegt, ich muß die Stadt verlassen.“

„Ich habe nichts dagegen.“

„Du gehst also nicht mit mir?“

„Mit größter Entschiedenheit, nein!“

„Susanna, in unseren heiligen Büchern heißt es: Und der Mann soll des Weibes Herr sein, und wo er hingeht, soll sie auch hingehen.“

Die junge Frau lachte ihrem Manne in's Gesicht. „Ich bleibe hier,“ sagte sie mit Bestimmtheit, „denn Du wirst mir doch nicht zumuthen wollen, Dir den Sack zu tragen, wenn Du betteln gehst.“

„Susanna, Ungeheuer,“ schrie der Prediger, außer sich vor Empörung, auf, und mit lodernden Augen auf seine Frau zuspringend, faßte der Jähzornige sie an der Kehle. „Ungeheuer, Du spottest meiner noch?“

„Hilfe! Hilfe!“ kreischte die junge Frau — ein Ruck, und sie hatte sich den Händen des Wüthenden entrissen — ein Sprung, gleich dem einer Katze, und sie stand am Fenster, und rief in die Gasse hinab: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Alsbald erdröhnten auf der Treppe mächtige Schritte . . . mehrere Bürger stürzten in das Gemach, denen sich Susanna

entgegenwarf und, auf ihren Mann zeigend, kreischte: „Rettet mich vor dem Mörder!"

Die Bürger waren empört.

„Das ist nicht fein," brummte einer von ihnen, ein stämmiger Schuhmacher, „schämt Euch, Herr Magister, in Eure Seele hinein, solches Beispiel zu geben, der Stadt zu neuem Aergerniß über Euch. Sich an einer wehrlosen Frau zu vergreifen, viel Ehre für einen Riesen wie Ihr, der es allenfalls mit einem Dutzend Stadtknechte aufnehmen könnte."

„Wohlgesprochen, Gevatter Schuhmacher," stimmte der zweite Bürger ein, „es ist himmelschreiend, ein armes schwaches Geschöpf so zu mißhandeln! Kommt, Frau Susanna, wir wollen Euch zu Eurem Vater geleiten."

Der Prediger hatte seine Besinnung wieder erhalten und hörte diese Vorwürfe an, ohne ein Wort zu erwidern; nur als seine Frau das Gemach verließ, um zu ihrem Vater zurückzukehren, wendete er sich noch einmal an sie und rief ihr mit Seufzen zu: „Und Du gehst wirklich, Geliebte, Du gehst von mir?"

„Gewiß! Ich habe keine Verpflichtung, mich von Euch ermorden zu lassen."

„Vergieb, Susanna! Es war eine Tollheit, die ich beging. Vergieb mir um der Liebe willen, die mein Herz mit diamantenen Banden an Dich kettet!"

„Ihr redet wie ein Priester und betragt Euch wie ein Trunkenbold."

„Susanna!"

„Ich will nichts mehr hören!“ Mit diesen Worten warf sie die Thüre hinter sich zu und verließ mit ihren Begleitern das Haus, um zu ihrem Vater zurückzukehren.

. . . .

Der verbannte Priester verließ noch an demselben Abende die Stadt, ein Bündel auf dem Rücken und einen knotigen Stock in der Hand; Niemand gab ihm das Geleite, Niemand hörte es, wie er still vor sich hinweinte, als er in die Nacht hineinwanderte, weiter und immer weiter . . . Niemand sah seine Thränen . . .

Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Susanna, noch immer von Anbetern umschwärmt und vom Stadtschreiber auf den Händen getragen, gedachte kaum noch ihres abwesenden Gatten, des verschollenen Dulich, wenn sie auch seinen Namen trug, und schon war sie geneigt, einem Gerüchte Glauben zu schenken, das verbürgen wollte, der gelehrte Magister habe Kriegsdienste genommen und sei in einer Feldschlacht geblieben, als er plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, an einem Frühlingsabende des Jahres 1655 wieder bei ihr erschien, mit verwildertem Haar und Bart, einen mächtigen Raufdegen an der Seite und in einem Wamms, dessen Zustand dem Stadtschreiber, hätte er sich dessen bedienen sollen, unzweifelhaft würde Ohnmachten zugezogen haben.

Wir wissen jetzt, wer der bleiche Nachtgänger ist, den wir haben in Camenz einziehen sehen, und in welchem Verhältniß er zu der jungen Frau steht, die er auf ihrem

Ruhebett schlummernd erblickte und mit brennenden Küssen weckte, welche er auf ihre weiche Hand im wilden Aufruhr widerstreitender Gefühle säete.

III.

„Als Ihr vor zehn Jahren die Stadt verließet," sprach die schöne Frau, in einem Lehnstuhl Platz nehmend, „sagte ich Euch, daß Ihr mir unaussprechlich gleichgiltig seid, mein Herr Gemal! Ihr bittet mich um Verzeihung; wohl! ich vergebe Euch, daß Ihr damals die keineswegs christliche Absicht hattet, mich zu erdrosseln. Im Uebrigen muß ich Euch bemerken, daß Ihr mich Euch zu großem Danke verpflichten würdet, wenn Ihr sofort dieses Gemach und das Haus verlassen wolltet."

„Susanna, ich bin todmüde. Seit zehn Jahren wandere ich unstät umher, zehn Jahre lang habe ich alle Entbehrungen eines heimatlosen Lebens ertragen. Von einer Universität des deutschen Vaterlandes zur andern bin ich gezogen, ich habe abwechselnd gepredigt und in Zweikämpfen mich herumgehauen, ich habe mit Freiknechten Brüderschaft getrunken und bin in Narrenspielen als Hanswurst aufgetreten, ich habe des Kaisers Feldbinde getragen und zur Abwechselung Hunde zu Kunststücken abgerichtet. Aber wo ich auch war, was ich auch trieb: Dein Bild hat mich nie verlassen, es hat mich begleitet wie mein Schatten, und jetzt, wo ich fühle, daß ich bald sterben werde, treibt es mich mit

gespenstischer Gewalt in Deine Nähe zurück, in die Stadt, aus welcher man mich, einen Priester des Herrn, weggejagt hat wie einen Landstreicher. Ja, es zwingt mich geheimnißvoll, hierher zurückzukehren, wie es den Mörder mit räthselhafter Gewalt treiben soll, immer wieder an den Ort, wo sein Opfer fiel, sich zurückzuwenden. Susanna, ich fühle es, ich werde es nicht lange mehr treiben — o, lasse mich bei Dir sterben, Weib meines Herzens, da es mir nicht vergönnt war, an Deiner Seite zu leben."

Der halbtodte Mann war vor seiner Gattin niedergekniet, seine verwilderten Locken fielen in ihren Schooß, wie eben so viele Schlangen.

„Laß mich bei Dir sterben, Susanna," wiederholte er.

„Sterben? Ihr seht mir nicht darnach aus, mein Herr Gemal?"

„Nicht?" Und der Unglückliche zeigte ihr sein verhärmtes Gesicht mit der Blässe, welche dem Tode selbst entsprungen zu sein schien, und dem Auge, in welchem blutige Legenden von zertrümmerten Lebenshoffnungen, getäuschten Erwartungen, verlorener Liebe und untergegangenem Glauben zu lesen waren. „Nicht?"

Doch die schöne Frau wandte gleichgiltig ihr Auge ab. „Steht auf," sprach sie; „mein Vater erwartet mich unten im Wohngemache, ein Unterkommen findet Ihr in der ersten besten Herberge, und morgen will ich Euch, unter der Bedingung, daß Ihr die Stadt wieder verlaßt, mit reichlichem Reisegeld versehen."

Nach dieser Roheit, doppelt verächtlich in dem Munde

einer so schönen Frau, sagte der Verbannte nichts mehr, sondern mit unheimlichem Blicke, der sich in seinem Auge entzündete, sich vom Boden aus seiner knieenden Stellung erhebend, richtete er sich hoch empor, sah sein Weib lange, lange an, zerdrückte eine Perle an seiner Wimper und — lachte.

Hätte der Verbannte getobt, hätte er sie geschimpft oder gar geschlagen, Susanna hätte darüber nicht mehr erschrecken können, als über dieses krampfhafte, fürchterliche Lachen, in welches Wuth, Lebensüberdruß, Haß, Verachtung, Spott und vielleicht auch augenblickliche Geistesabwesenheit gleichmäßig sich theilten. Dulich war ihr gleichgiltig gewesen, jetzt fürchtete sie ihn, und erst als er sich entfernte, fiel es ihr vom ängstlich pochenden Herzen wie ein Stein. Sie athmete leichter auf, als er ging, und er that dies mit einer Ruhe, die sie sehr befriedigte, die aber für Den, der tiefer geblickt hätte, etwas Unnatürliches, Grauenhaftes hatte.

Noch dachte das reizende Weib des eben erlebten Abenteuers nach, als aufs Neue Tritte auf der Treppe hörbar wurden, und einen Augenblick später der Stadtschreiber Arminius Eisenhut in das Gemach hüpfte und die Fingerspitzen der noch immer Angebeteten küßte.

Zehn Jahre waren nicht vermögend gewesen, dem ausdruckslosen Gesicht des Stadtschreibers irgend welchen Charakter zu verleihen; es hatte noch immer dieselben nichtssagenden Züge, dasselbe abgewaschene Lächeln, dieselbe gelbpergamentene Farbe, dasselbe anscheinend feuerlose gut-

müthige Auge mit dem Blicke eines Hammels, das aber in seinen verschiedenen Lichtern eben so viele Abstufungen von Tücke, Feigheit, Gewissenlosigkeit und Sinnlichkeit abzeichnete. Nur seine dünnen Lippen waren wo möglich noch dünner, sein Bart noch fahler geworden.

„Guten Abend, angebetete Susanna," flüsterte er mit seiner spitzigen, widerlichen Stimme, „ich konnte mich nicht den Träumen der Nacht überlassen, ohne Eures holden Anblicks noch einmal theilhaftig geworden zu sein. Ich werfe mich Euch zu Füßen, schöne Frau!"

Der späte Besuch des Stadtschreibers war heute sehr willkommen; denn das war der Mann, wie ihn Susanna in der Verlegenheit, welche ihr die Rückkehr ihres Mannes verursachte, brauchen konnte. Deshalb empfing sie ihn freundlicher als je, und mit einer Einladung, neben ihr auf einem Stuhle Platz zu nehmen, verband sie eine kleine schmollende Neckerei, daß er erst jetzt komme, nachdem sie ihn schon lange erwartet habe.

Der Stadtschreiber schwamm in einem Ocean von Seligkeit, seine Antwort war ein confuser Mischmasch, den nur er selbst sehr geistreich fand, und Susanna ebenfalls, weil sie es heute so — wollte. Sein Entzücken wurde jedoch bald bedeutend herabgestimmt durch die Nachricht von der Ankunft des Verwiesenen. Sein Gesicht verlängerte sich um so mehr, als Susanna ihm jetzt befahl:

„Es ist also Zweierlei, was Ihr zu thun habt, goldener Herr Arminius: einmal zu verhindern, daß mir mein Mann je wieder unter die Augen kommt, und sodann dafür zu

sorgen, daß dies überhaupt gar nicht mehr geschehen kann. Seht einmal diese Hand!"

Der verliebte Eisenhut küßte sie.

„Ich würde über sie verfügen können, wenn ich frei wäre," sagte Susanna bedeutungsvoll.

„Ich verstehe," erwiederte der Stadtschreiber, „Euer Mann weigert sich, die Scheidung mit Euch einzugehen; da seid Ihr nun der Meinung, daß man von Einem, der da todt ist, nicht erst geschieden zu werden braucht."

„Von Einem, der gestorben ist," warf Susanna dazwischen.

„Was auf Eins hinausläuft; und dann — ich will annehmen, Ihr wäret frei, und ich selbst hätte Euch von den Fesseln befreit, die Euch so sehr lästig fallen, dann —?" Er sah ihr fragend ins Auge.

„Ihr wollt sicher gehen, Herr Arminius! Wohl! Eine Offenheit um die andere. Derjenige, der mich befreit, erhält meine Hand!"

Der Stadtschreiber legte seinen Arm um ihre Taille. „Ich thu' es, Susanna, vertraut mir, mein Kopf ist erfinderisch, ich mache den Magister unschädlich ..."

„Ihr wollt ihn ermorden?"

„Nein!"

„Oder ermorden lassen?"

„Auch nicht; die Mörder könnten schwatzen; auch erlaubt mir solches mein Gewissen nicht," fügte er mit spitzem Lächeln hinzu.

Auch Susanna lächelte, denn sie kannte das Gewissen des Herrn Stadtschreibers, das sehr leicht zu beruhigen war.

„Wie wollt Ihr es aber anfangen, daß mein Mann — daß er — meine ich — bald mich nicht mehr belästige?"

„Schöne Frau, noch einmal: vertraut mir! Es wird sich Alles von selbst machen. Ich werde allerdings ein wenig nachhelfen, wo dies nothwendig ist, doch nur insoweit, als ich es einst verantworten kann."

So sprach der Mann der Feder, während sein Lächeln noch stechender wurde, als die Spitze einer Stecknadel. Sein um die Taille Susanna's gelegter Arm wurde kühner, sein graues Auge belebte sich mit leidenschaftlichem Feuer, und aus seinen dünnen Lippen stieg ein heißer brennender Athem; aber Susanna entwand sich ihm mit der Gewandtheit einer Schlange und drohete ihm mit dem Finger, aber so nachsichtig, daß er dadurch sich nur noch kühner werden fühlte. Er folgte ihr, und sie floh nicht mehr . . .

Einige Tage später befand sich der unglückliche Magister in einem wohlverwahrten Gefängnisse des Pulsnitzer Thurmes in Camenz, von welchem aus er eine entzückende Aussicht auf seine Umgebung genoß und Gelegenheit hatte, die Sprache der Krähen und Sperlinge zu erlernen, die an den Eisengittern seines Kerkers sich herumtrieben, meist um die Brosamen aufzupicken, die des Gefangenen Milde ihnen zu verzehren gab. Das war seine einzige Unterhaltung.

Wie hatte sich das zugetragen?

Wir haben den ärmsten der Prediger, der in dem Elende

seiner Verbannung, trotz seines weichen Gefühls, unendlich verwildert war, verlassen, als er mit krampfhaftem Gelächter seiner Frau den Rücken zukehrte und die Treppe hinunterstieg. Aus dem Hause getreten, suchte er in einer abgelegenen Gasse eine Herberge auf. Die keineswegs saubere Kneipe führte das Aushängeschild zum wilden Manne. Als der Magister in die Trinkstube eingetreten war, warf er seinen riesigen Raufdegen in einen Winkel und nahm auf einer Bank in einer Ecke Platz. In finsterm Brüten goß er einen Becher Wein hinunter, warf dem Wirth, der mit mißtrauischen Blicken um ihn herumtrippelte, ein Goldstück zu — es war sein letztes — und forderte einen Ort, wo er sein Haupt ruhig niederlegen könne. Den dicken Wirth, der in seiner weißen Nachtmütze keineswegs einem wilden Manne glich, letzte der Anblick des funkelnden Metalls höchlich; er verzog seinen breiten Mund zu einem freundlichen Grinsen und versprach, sein bestes Gemach für den „gnädigen Junker" einzurichten. So verändert das Geld die Ansicht der Menschen! Erst hielt der wilde Mann mit der weißen Nachtmütze seinen späten Gast für einen Landstreicher, wo nicht für einen dem Galgen entlaufenen Wegelagerer, jetzt aber that er es unter einem „gnädigen Junker" gar nicht, und am liebsten hätte er den Mann, der Gold bei sich führte, sogleich zu einem Ritter oder Grafen hinaufbefördert.

„Beschafft mein Lager!" befahl der Gast, und sogleich verschwand der Dicke, der in seinem Hause zugleich die Geschäfte einer Magd verrichtete.

„Wenn ich nur wüßte, wen mein geringes Dach die Ehre hat, diese Nacht unter sich verweilen zu sehen," sagte der wilde Mann zu sich, weißes Linnen über ein bauschiges Bett breitend, „die Neugierde erdrückt mich, aber ich wage nicht, meinem Gast mit der Frage beschwerlich zu fallen: er sieht gar zu grimmig drein und ist, gereizt, wohl im Stande, mir einige Zoll seiner furchtbaren Waffe zwischen die Rippen zu jagen, und ich bin so kitzlich." Der Dicke lachte; denn er vermeinte sehr witzig gewesen zu sein. „Wenn ich nur wüßte . . ."

Für diese Nacht und den folgenden Tag wurde diese Neugierde leider nicht erfüllt, zum höchsten Verdrusse des dicken Wirthes. Es ereignete sich nämlich, daß der Gast von einem Fieber heimgesucht wurde, das ihn besinnungslos niederstreckte. Erst nachdem die Kraft der Krankheit gebrochen war, erfuhr der Wirth, wen er beherbergte, und zwar durch den Stadtschreiber Arminius Eisenhut, der eines schönen Tages im wilden Mann erschien und Erkundigungen über den Reisenden einzog. Das schmunzelnde Gesicht des dicken Wirths verklärte sich keineswegs, als er diese Nachricht erhielt und nur ein Blick auf den furchtbaren Raufdegen seines Gastes hielt ihn ab, sofort mit aller Entschiedenheit auf den Auszug des Verwiesenen zu dringen Sobald aber der Genesende sich soweit hergestellt fühlte, daß er sein Lager verlassen konnte, kündigte ihm der wilde Mann seine Gastfreundschaft. Der Prediger antwortete mit einem Blicke tiefster Verachtung und verließ die Herberge. In diesem Augenblicke hüpfte ihm der Stadtschreiber entgegen,

der seinen „besten Freund“ umarmte und mit überschwenglichen Reden zu seiner Rückkehr in die Heimat beglückwünschte.

Der Prediger lächelte schmerzlich.

„Ich habe keine Heimat mehr,“ sprach er, „keinen Ort, wo ich mein Haupt niederlegen könnte.“

„Ihr seht Alles schwarz, Magister, kommt, ich kenne ein Mittel, welches alle Träume vertreibt und die Welt wieder im richtigen Lichte erscheinen läßt.“

„Ihr wollt mich trösten?“

„Nein, Bester, aber mit Euch trinken will ich. Die edle Gottesgabe des Weins soll uns laben und Euch das dumme Zeug aus dem Kopfe jagen, mit dem Ihr Euch abquält. Kommt, Magister, der wilde Mann hat ein köstliches Gewächs im Keller, jeder Tropfen flüssiges Gold, sag' ich Euch, und ein Duft, eine Blume . . .“

Mit diesen Worten zog er den Widerstrebenden in die Herberge zurück, wo sie an einem Tische Platz nahmen. Der wilde Mann flog auf einen Wink des Stadtschreibers in den Keller und brachte keuchend einen großen Steinkrug herbei, gefüllt mit edlem Trank, nahm zwei riesige Humpen aus einem Wandschranke, füllte sie aus dem Steinkruge und stellte sie auf den Tisch.

„Euer Wohl!“ rief der Stadtschreiber, seinen Humpen ergreifend.

Die Humpen klangen aneinander. „Und das Eure!“ sagte der Magister Bescheid thuend. Der vortreffliche Wein war für den Erschöpften ein Labsal, eine köstliche Erquickung.

Langsam schlürfte er die duftende Flut des ersten Humpens, aber schon gieriger trank er den zweiten, und den dritten stürzte er in Einem raschen Zuge hinunter. Immer wieder ließ der Stadtschreiber, der noch bei dem ersten saß, dem Heimatlosen einschenken und bemerkte bald mit teuflischem Lächeln, wie die berauschende Kraft des Weins nicht ohne Wirkung auf Den blieb, den er bewirthete. Dies hatte in seiner Absicht gelegen, und er wartete nur noch auf einen höheren Grad des Rausches, um den entscheidenden Schlag gegen sein Opfer zu führen.

Der Gatte Susanna's befand sich bald in einem schrecklichen Zustande. Sein noch eben so schmerzlich blickendes Auge funkelte wie das eines wilden Thieres, das sich auf seine Beute stürzen will, sein bleiches Gesicht flammte in einer Glut, die mit rothen Zungen aus dem Abgrunde seiner Wangen emporzulecken schien. Ein höhnisches Gelächter polterte von seinen Lippen, er stieß seine Waffe gegen den Fußboden, er strich das verwilderte Rabengelock aus seiner Stirn, und wieder ergriff er das Glas mit derselben Hand, mit welcher er oft den heiligen Kelch dem sich mit dem Herrn versöhnenden Beichtkinde dargeboten, und aus demselben Munde, der gewohnt gewesen war, an heiliger Stätte heilige Worte zu verkündigen, ergoß sich jetzt der schmutzige Inhalt eines Gassenhauers, eines rohen, mit Flüchen vermischten Buhlliedes. So wollte es der Stadtschreiber haben...

„Recht so! Das ist lustig!" kicherte er, als der Berauschte sein unzüchtiges Lied heruntergebrüllt, „das schmettert wie eine Trompete, klingt wie eine Posaune, Magister, Ihr

solltet Euch einen köstlichen Spaß machen und auf der Straße solch ein lustig Stücklein, wie Ihr eben angestimmt, zum Besten geben, etwa vor dem Hause Eures Schwiegervaters . . .“

Der Betrunkene wieherte auf, als er den Vorschlag vernahm.

„Dicht unter dem Fenster Eurer Frau, Magister,“ fuhr der Stadtschreiber fort, der zum Schein seinen Humpen an die Lippen brachte, in der That aber nicht einen Tropfen genoß.

Und wieder brach der unglückliche Berauschte in ein wieherndes Gelächter aus. „Ihr habt Recht,“ stammelte er mit lallender Zunge, „ich werde singen, singen vor dem Hause meines Schwiegervaters, singen vor dem Fenster meiner Frau, singen vor dem Rathhause, daß alle Scheiben klirren und dem Bürgermeister die Narrenschellen in seinem Kopfe erklingen; singen vor dem Archidiakonat . . . ja, Freundchen, Du hast einen Einfall gehabt, der nicht mit Gold zu bezahlen ist.“

Er stand auf, schleuderte seinen Humpen unter den Tisch und den wilden Mann, der sich in Einem fort bekreuzte, in eine Ecke, und taumelte aus der Herberge. Straße auf, Staße ab durchzog er mit wüstem Geschrei die Stadt, zotige Sangweisen, von fahrenden Dirnen erlernt, mit denselben Lippen anstimmend, welche früher die Einsetzungsworte beim Mahle des Herrn gesungen. Am ärgsten trieb er es vor dem Hause seines Schwiegervaters, des Viertelsmeisters Wolfram, unter dem Fenster seiner Frau

und vor der Wohnung des Bürgermeisters, den er zu ermorden drohte, wenn selbiger einmal in seine Hände gerathen sollte.

Die Einwohnerschaft der guten Sechsstadt Camenz war nicht wenig bestürzt, solch heidnischen Lärm ihre Straßen durchtoben zu hören: Alles lief an die Fenster, an den Hausthüren sammelten sich Gruppen; die leichtfüßige Straßenjugend lief hinter dem Betrunkenen her, den sie zu necken anfing und der zuweilen mit seiner Waffe nach ihr hieb, wobei die Schaar unter Geschrei und Gelächter auseinanderstob.

Behaglich wiegte sich der Bürgermeister in einem Armstuhle, den corpulenten Leichnam noch mit weicher Nachtkleidung umhüllt, als er die kreischende Stimme des Magisters unten auf der Gasse vernahm und wie derselbe versprach, ihn an einem Bratspieße bei langsamem Feuer wie eine Kalbskeule zu schmoren, wenn er sich einfallen lassen sollte, unter seine Fäuste zu gerathen.

Dem ehrwürdigen Oberhaupte der Stadt lief es bei dieser Drohung eiskalt über den Rücken, seine vollen Wangen entfärbten sich, er zitterte; denn seine Einbildungskraft ließ es ihm doch gar zu schrecklich erscheinen, wenn er wie eine armselige Kalbskeule nach und nach braun gebraten werden sollte, er, der dickste Mann in Camenz, was damals viel sagen wollte, wo jeder Bürger es sich angelegen sein ließ, durch stattliches, wohlgenährtes Aeußere den Schein eines Hungerleiders zu vermeiden. Weil nun aber der Bürgermeister dafür hielt, es könne wirklich

Ernst aus der Drohung werden, war es, um dies zu verhindern, nach seiner unmaßgeblichen Meinung auch nothwendig, den frechen Aufwiegler dem Pulsnitzer Thurme zu übergeben, wo sich die Gefängnisse befanden. Die Frau Bürgermeisterin, ohne deren Willen der Weisel der Stadt nie etwas unternahm, billigte diese Ansicht, der Tumultuant wurde verhaftet und an den Stockmeister abgeliefert.

In demselben Moment, in welchem dies geschah, klirrte bei dem Scharfrichter von Camenz das an der Wand hängende Richtschwert von selbst.

„Es wird bald etwas für mich zu thun geben," sagte der Freirichter, dem seltsamen Klange lauschend, der unmittelbar aus der blitzenden Schärfe des furchtbaren Schwertes sich zu entwickeln schien. „Mein Schätzchen hier fängt an zu singen, das geschieht allemal, wenn es Blut trinken will. Es ist durstig, mein blankes Schätzchen, und wittert etwas in der Luft, wie einen armen Sünder; darum singt es und giebt mir ein Zeichen, mich in Bereitschaft zu halten."

IV.

Wieder lag Susanna auf ihrem Ruhebett in derselben reizend nachlässigen Stellung, in welcher wir sie erblickt haben an jenem Abende, an welchem ihr unglücklicher Gatte zu ihren Füßen lag und ihre Hand mit Küssen bedeckte. Neben ihr stand der Stadtschreiber und tändelte mit ihrem Haar, indem er einzelne Locken desselben durch seine Finger gleiten

ließ. Die Unterhaltung stockte, die Stille, die in dem Gemache herrschte, wurde nur unterbrochen von dem Geräusch eines Vogels in einem Bauer, eines Dompfaffen, der mit seinem dicken Schnabel an den Drähten seines Gefängnisses herumbiß. Plötzlich vernahm man lautes Getümmel auf der Straße, mehre Stimmen riefen: „Da bringen sie ihn!" andere: „Da ist er! Seht, er kommt, der Magister!" — was Susanna bewog, den Kopf ein wenig zu erheben und mit halbgeschlossenen Augen nach dem geliebten Arminius zu sehen.

„Ihr lächelt heute zufriedener als je," sagte sie, „darf ich wissen, was es für Ursache damit hat?"

„Warum nicht?" erwiederte der schmucke Eisenhut, auf seinen rothen Absätzen sich wiegend, „ich bin am Ziele."

„Wie so?"

„Einige Wochen noch, und Ihr seid eine glückliche Witwe. Nach der Trauerzeit giebt es eine Hochzeit, und der glückliche Bräutigam bin ich, die Braut aber seid Ihr, schöne Susanna."

„Noch sind wir nicht so weit, Herr Stadtschreiber! Doch sagt, was geht in der Stadt vor, daß das Volk in den Straßen sich zusammendrängt?"

„Die Müßiggänger bewundern Euren Gemal, der eben zur peinlichen Frage auf das Rathhaus geführt wird."

„Ich verstehe, es handelt sich um sein Bündniß mit dem Teufel."

„So ist es! Ihr wißt, reizende Susanna, daß der Bürgermeister Euren Gatten laufen lassen wollte, weil er der

Meinung ist, es sei in dessen Kopfe nicht ganz richtig. Die Frau Bürgermeisterin bestärkte ihn darin, und man machte bereits Anstalt, den Gefangenen zu entlassen. Es war also hohe Zeit für mich, dem Prozeß eine andere Wendung zu geben, welche den Gatten meiner Geliebten dem Scharfrichter an's Messer liefern mußte. Ich habe es gethan, mein Kopf ist sehr erfinderisch. Ich ließ in einer finstern Nacht hier vor Eurem Hause und an verschiedenen Punkten der Stadt von einem Menschen, der dem Magister ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, allerlei Muthwillen verüben, wobei ich nicht vergaß, Zeugen anzustellen, die es beschwören konnten, der gefangene Magister habe sich auf der Straße herumgetrieben und die Ungebühr begangen. Es geschah. Natürlich zweifelte Niemand, Dulich sei aus seinem Gefängniß ausgebrochen; allein der Frohnknecht fand den Gefangenen im Thurme, alle Schlösser wohl verwahrt, nicht einen Riegel verschoben, nicht eine Schraube verrückt. Wie dies möglich, war Niemandem erklärlich, bis ich den Leuten in's Ohr blies, es sei mit Hilfe des bösen Feindes geschehen, mit welchem Dulich ein Bündniß eingegangen. Da fiel es der ganzen Stadt wie Schuppen von den Augen, und Alle waren urplötzlich so von dem Gedanken eingenommen, daß es gar nicht anders sein konnte, als: Dulich hat sich dem Teufel verschrieben. Das Gericht hat die Anklage aufgenommen, und ich gebe Euch mein Wort, schöne Frau, daß diesmal es dem vortrefflichen Herrn Magister nicht gelingen wird, der genauesten Bekanntschaft mit dem Scharfrichter zu entgehen. Eben bringen sie ihn auf's Rathhaus, wo

die Folter ihm Alles erpressen wird, was wir von ihm wissen wollen. Gehabt Euch wohl, schöne Frau! Ich eile, meinen Platz bei den Behörden einzunehmen, nach der peinlichen Frage sehe ich Euch wieder, um Euch Nachrichten zu geben. Gehabt Euch wohl!"

Der Stadtschreiber ließ die seidenen Locken entgleiten, küßte die Hand der Geliebten und tanzte mit zierlichen Schritten zur Thür hinaus.

Der Lärm unten war inzwischen gewachsen, Susanna trat ans Fenster, ihre Augen irrten auf den Massen umher, die auf der Straße durcheinander wogten. Da hieß es plötzlich noch einmal: „Er kommt!" und wirklich erschien in diesem Augenblicke an der Mündung der nächsten Gasse ein Gefangener, von bewaffneten Bürgern umgeben, den Frohnknecht an der Seite. Der Gefangene aber war Magister Kaspar Dulich, ihr Gatte.

. . . .

Es ist nicht eine Dichtung, die hier erzählt wird; es ist vielmehr die nackte blutige Wahrheit selbst.

Der Verfasser hält es für nothwendig, dies hier ausdrücklich zu bemerken und aus den Actenstücken, welche sich aus diesem merkwürdigen Criminalprozeß erhalten haben, das anzuführen, was hierher zu gehören scheint. Daß er dabei die unbeholfene ältere Sprache in die moderne übersetzt, dürfte ihm wohl kaum zum Vorwurf gereichen, denn es handelt sich nicht darum, vergilbte Acten wörtlich zu citiren, sondern den Inhalt derselben zum nähern Verständ-

niß eines an einem wehrlosen Halbwahnsinnigen begangenen Justiz-Verbrechens mitzutheilen.

Knüpfen wir die geschichtliche Mittheilung da an, wo wir den armen Prediger haben in den Pulsnitzer Thurm bringen sehen, nachdem er in der Trunkenheit, in welche ihn sein ehrenwerther Freund, der Stadtschreiber Arminius Eisenhut, versetzt hatte, dem dreihundertpfündigen Bürgergermeister gedroht, ihn bei langsamem Feuer wie eine Kalbskeule garzukochen.

Die Erbitterung seiner Gegner machte dem armen, bald wieder entnüchterten Gefangenen den Aufenthalt in seinem Gefängnisse so lästig als möglich. Er hatte von „Kälte und Blöße zu leiden,“ und sonst manches Ungemach zu erdulden. Diese Behandlung fraß an dem zornigen Manne wie Rost: er wurde immer verbitterter, immer ingrimmiger, und jetzt zwecklos gegen seine Umgebung wüthend, warf er zuweilen, wenn Leute an seinem Gefängniß vorübergingen, von denen er sich beleidigt glaubte, mit Steinen nach ihnen.

Die Untersuchung war längst gegen ihn eingeleitet. Was indeß dem Angeklagten auch Schuld gegeben werden mochte, es hatte, da kein eigentliches Vergehen vorlag, nicht viel auf sich, und der Prediger würde allem Vermuthen nach seine Rückkehr in die Stadt und die im Rausche begangenen Thorheiten haben höchstens mit geringer Gefängnißstrafe und wiederholter Verbannung aus Camenz büßen müssen. Da ereignete sich aber plötzlich Etwas, was seiner Angelegenheit eine sehr ungünstige Wendung gab: verschiedene

Personen wollten ihn einmal in der Nacht in der Stadt, sein Schwiegervater sogar vor seinem Hause gesehen haben. Wie das möglich gewesen, da man doch am andern Tage alle Schlösser des Gefängnisses in dem besten Zustande fand, darüber zerbrach man sich nicht lange den Kopf: damals war eine Meinung schnell gebildet, und so hieß es denn, Dulich sei mit Hilfe des bösen Feindes aus dem Gefängniß ausgebrochen, um sich auf der Straße herumzutreiben und seine Frau und seinen Schwiegervater recht empfindlich zu kränken. Dies anzunehmen hielt man sich um so mehr für berechtigt, als der Gefangene selbst einmal vor den Richtern geäußert hatte: „Wenn Gott nicht wolle, so müsse der Teufel helfen!"

Die Untersuchung wurde unter diesen Umständen ganz im Charakter jenes Zeitalters auf ein anderes Gebiet hinübergespielt und den früheren Anklagen gegen Dulich jetzt auch diese beigefügt, er habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen. Vergebens wandte die Geistlichkeit, die ihren Collegen sein Schicksal erfüllen sah, ein, Dulich sei seines Geistes nicht immer mächtig; eine angestellte ärztliche Untersuchung bekräftigte das Gegentheil und berief sich dabei auf die lateinischen Briefe, die der Gefangene an den Archidiakonus geschrieben, sowie auf die Uebertragung des sechsten Psalms in deutsche Verse, welche er in Gegenwart des Physikus zu Papier gebracht. Den aufgeregten Zustand des Verhafteten suchte der Arzt aus dessen Temperament zu erklären, wobei er zugleich mit Recht darauf aufmerksam machte, wie selbst der Gesündeste durch die Einsamkeit eines Gefängnisses,

durch den Verdruß über eine treulose Frau und die Herzlosigkeit eines Schwiegervaters, durch Haft, Kälte, Blöße und Bedrohung von Privatpersonen könne zur Ungeduld, ja zur Verzweiflung gebracht werden.

Ungeachtet dieser menschenfreundlichen Bemerkung erkannte der Leipziger Schöppenstuhl, von welchem ein Gutachten eingeholt wurde, nach Durchsicht der Acten, den Magister Dulich der bezüchtigten Gemeinschaft mit dem bösen Feinde für nicht unschuldig — ein Ausdruck, erfunden entweder von der Bornirtheit oder von der Ungerechtigkeit selbst — und sprach dem Rathe zu Camenz die Befugniß zu, den Gefangenen mit Vorbehalt des Oberconsistoriums dem Scharfrichter zu übergeben, wenn er nicht gutwillig bekennen wolle. Dabei solle man ihn mit Ernst fragen: Wie er aus seinem verschlossenen Thurme auf die Gasse gekommen? Ob es nicht mit Hilfe des bösen Feindes geschehen sei und ob er sich mit demselben verbunden? Auf welche Weise dieses geschehen sei u. s. w.

Hoch auf jubelten die Beleidigten, als sie solches Gutachten von den Perrücken des Leipziger Schöppenstuhls zugeschickt erhielten. Dulich wurde noch einmal verhört, und da er die ihm zugemuthete Gemeinschaft mit dem bösen Feinde, wie natürlich, leugnete, nach dem Rathhause zur Folter geschleppt.

Auf dem Wege dahin sah Susanna von ihrem Fenster aus ihren Gatten.

Welche Veränderung war in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen! Sein Gesicht war fahl, seine Augen hohl

und eingefallen, sein Blick unheimlich. Seine Kraft schien gänzlich erschöpft, er schwankte, wie ein müder Greis, der sich kaum mehr aufrecht erhalten kann. Auch sein Geist hatte offenbar gelitten: er schrie zuweilen auf, weigerte sich weiterzugehen, und erst wiederholte Mißhandlungen der bewaffneten Bürger oder des Frohnknechtes waren im Stande, ihn vorwärts zu treiben, wie ein Thier, das sich sträubt, dem Mordmesser zuzulaufen, und mit Schlägen dazu gezwungen wird.

Jetzt schritt er unter dem Fenster seiner Frau hin, aber sein irres Auge erkannte diese Wohnung nicht mehr, ängstlich klammerte er sich an die hölzernen Säulen an, welche an dem Hausthor angebracht waren . . .

„Vorwärts!" schrie der Frohn auf den Unglücklichen ein, der ihn mit geistesabwesenden Blicken betrachtete. „Vorwärts, oder ich gebe Euch die Peitsche zu kosten!"

„Hilfe! Hilfe!" wehklagte der Prediger, mit eisernen Fingern an den Säulen sich anklammernd; doch Niemand beachtete seinen Ruf, im Gegentheil legte einer der Bürger sein Feuerrohr auf ihn an, und als der Gefangene die Hände durchaus nicht fahren lassen wollte, schoß er ihm eine Ladung Schrot hinein, welche die abgemagerten Finger durchwühlte. Der Schmerz warf den unglücklichen Mann zu Boden, aber die linke Hand, an welcher der bei der Trauung von Susanna erhaltene Ring blitzte, erhob sich krampfhaft zum Himmel, als wolle sie die Rache Gottes beschwören, der ihn zu verlassen schien.

Susanna's Herz war kalt, theilnahmlos, gleichgiltig;

aber diesen Anblick der blutenden, zum Himmel erhobenen Hand mit dem goldenen Ringe an dem zerschmetterten Finger auszuhalten, war sie nicht vermögend. Sie mußte vom Fenster treten, und, nachdem sie sich in ein anderes Gemach begeben, verhüllte sie schaudernd ihr schönes Antlitz und die — nassen Augen.

Eine Stunde später war der geputzte Stadtschreiber wieder bei ihr. Ein triumphirendes Lächeln spielte um seine dünnen Lippen, und aus seinem grauen Auge quoll ein eigenthümliches Leuchten gleich dem von geschmolzenen Metall. Susanna fühlte ihr Inneres erbeben und ihr Herz gleichsam in sich selbst zusammenzittern.

„Ich gratulire zur Witwe,“ krähete Eisenhut, mit zierlicher Verbeugung. „Er hat Alles gestanden!“

„Alles?“

„Ohne Ausnahme, schönste Susanna! Es war ein Spaß, den anzusehen es wirklich der Mühe verlohnte. Stellt Euch Euren Mann vor, wie er vom Scharfrichter entkleidet, wie er zur Leiter geführt wird, wie der Folterer ihm die zur Tortur gehörigen Instrumente vorzeigt, die Daumstöcke anlegt. Jetzt wird er gefragt, ob er gestehen wolle, und, schöne Susanna, ich, ich selbst hatte als wohlbestallter Stadtschreiber die Ehre, die Frage an Euren Gatten zu richten . . .“

„Entsetzlich!“ stöhnte Susanna.

Der Stadtschreiber ließ sich aber in seiner Beschreibung, die ihm großes Vergnügen zu machen schien, durchaus nicht stören, sondern fuhr fort: „Da Inculpat leugnet, giebt der

Bürgermeister dem Scharfrichter ein Zeichen, worauf dieser allsofort die Daumstöcke zuschraubt, so daß das Blut unter den Nägeln hervorspritzt und gerade auf die weiße Halskrause des gelehrten Physikus, der neben dem Duldenden steht, um nöthigenfalls dem armen Teufel an den Puls zu fühlen. Die Folter mußte das höllische Feuer an Qual übertreffen, denn Euer Gemal brüllte wie ein Stier. Und Ihr wißt, mein Engel, Dulich hat eine vortreffliche Lunge."

Susanna war sehr bleich und sehr ernst geworden.

„Und sein Geständniß?" fragte sie.

„Er habe," lächelte der Stadtschreiber, „einen Bund mit dem Satan auf zwei Jahre geschlossen und ihm zwei Handschriften, die eine mit Tinte, die andere mit seinem Blute geschrieben, darüber ausgestellt."

„Zwei Handschriften ..."

„Sehr richtig, zwei Documente, und dieser Liebhaberei wegen wird er unfehlbar zum Tode verurtheilt; denn nach solchem Geständniß pflegt der Leipziger Schöppenstuhl wenig Umstände zu machen. Ich denke, wir werden in Einem Jahre unsere Vermälung feiern."

„Wir?"

„Ohne Zweifel, Ihr, meine Theure, mit mir, dem gewandten Feldherrn, der ohne Soldaten siegt. Es war nicht ganz leicht, Euch von Dulich zu scheiden, ohne daß Gewalt nöthig wurde. Jetzt darf Euer Gewissen den letzten Zweifel bei Seite setzen: Euer Mann wird nicht von uns ermordet, sondern das Gesetz ermordet ihn und erfüllt so unsere Wünsche."

Herr Arminius Eisenhut schloß seine Rede mit einer leichten Verbeugung und schickte sich an, die Theilnehmerin an seinem Verbrechen in die Arme zu schließen; allein schaudernd wandte sich Susanna ab und entfernte sich mit tiefgesenktem Blicke aus dem Gemache.

Mit bedenklichem Kopfschütteln verließ heute der Stadtschreiber das Haus.

V.

Am 2. Juni des Jahres 1655 sah man zwei Geistliche in feierlicher Amtstracht in den Pulsnitzer Thurm in Camenz sich begeben, um ihrem verurtheilten ehemaligen Collegen Dulich mit dem Troste der Religion beizustehen.

Die Verurtheilung des Predigers war erfolgt.

Nachdem Dulich einmal eingestanden, mit dem Feinde Gottes ein Bündniß eingegangen und demselben zwei Handschriften, die eine mit Tinte, die andere mit seinem eigenen Blute geschrieben, ausgestellt zu haben, war dieses Bekenntniß sogleich von Camenz aus nach Leipzig geschickt worden, und der dortige Schöppenstuhl hatte den kranken Dulich zum Tode durch das Schwert verurtheilt, wenn er vor dem öffentlichen hochnothpeinlichen Halsgericht noch einmal freiwillig bekenne.

Freiwillig bekennen! Das klingt sehr human, aber es ist bekannt, was damals „freiwillig bekennen“ hieß, wenn die Daumschrauben schon angelegt waren und bei jeder

Weigerung, so zu bekennen, wie es die Richter haben wollten, in Thätigkeit gesetzt werden konnten.

Dem unglücklichen Prediger war so jede Gelegenheit zur Vertheidigung abgeschnitten, und verzweifelnd in sich selbst zusammenbrechend, bereitete er sich zum Tode vor. Aber vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht kehrte seine männliche Festigkeit zurück, und im Bewußtsein seiner Unschuld erklärte er seine Aussagen für falsch und durch die Folter erpreßt, und verlangte an die Landesobrigkeit zu appelliren.

Die Untersuchungsrichter sahen das Billige solcher Forderung ein, und nach neuen Verhören wurde dem Angeklagten eine Vertheidigung zugestanden. Dennoch blieb auch nach dieser der Ausspruch des Leipziger Schöppenstuhls der frühere: Magister Dulich solle unter allen Umständen vom Leben zum Tode gebracht, vorher jedoch noch einmal peinlich befragt werden.

Dieses Urtheil wurde dem Angeklagten eröffnet und er noch einmal vor den Scharfrichter gestellt, worauf er in zermalmendem Lebensüberdruß seine Richter als competent anerkannte, die Wahrheit seiner Aussage, daß er einen Bund mit dem Teufel geschlossen, bekräftigte und sich mit verachtender Ironie gegen seine Richter anheischig machte, in Gegenwart derselben dem Teufel noch zehn Handschriften auszustellen.

Die ob solchen Spottes höchlichst empörten juristischen Perrücken sprachen hierauf dem verzweifelnden Prediger das Leben ab, und die Priester, welche sich am 2. Juni in den

Pulsnitzer Thurm begaben, waren von ihnen abgeschickt, den armen Schächer zum Tode vorzubereiten; denn am nächstfolgenden Tage sollte die Execution stattfinden.

Der wilde Schmerz Dulich's hatte sich gelegt, an der Pforte der Ewigkeit sein Geist seine Stärke wiedererlangt. Mit mildem Gruß trat er seinen Collegen entgegen, welche ihn mit dem Zweck ihres Hierseins bekannt machten. Dulich lächelte sanft, aber er wies den ihm angebotenen Beistand zurück. „Ich habe ein gutes Gewissen," sagte er, „und bedarf, so dankbar ich Euch für Eure Theilnahme bin, Eurer nicht; auch tröste ich mich mit dem Spruche des Evangelisten: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden!"

„Wir haben von Euch nichts Anderes erwartet," sprach der älteste der Prediger; „aber unsern Heiland werdet Ihr doch nicht zurückweisen, der für uns Alle in den Tod gegangen ist? Dulich, Ihr werdet doch das Abendmahl nehmen?"

„Das Gnadenbrod des Lebens?"

„Ja, das Brod, das entsündigt, und das Blut, das zur Erlösung der Welt vergossen worden."

„Ich meine das Gnadenbrod des Lebens, versteht mich recht, mein Bruder. Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, ich werde es genießen. Mit meinem Gott habe ich mich versöhnt, und Christi Brod des Lebens zu einem des Todes zu machen, erscheint mir mehr als Frevel, es ist Verbrechen."

Wiederholt drangen die Diener des Herrn in den Verurtheilten, wiederholt versuchten sie ihn zum Genusse des

Abendmahls zu bewegen; allein alle ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Da sprach zornig einer der Prediger:

„Jetzt ist es ohne Zweifel, daß Ihr Euch dem Teufel verschrieben."

„Warum?" fragte Dulich.

„Weil Ihr unsern Herrn Christum verleugnet."

„Ich Christum verleugnen? Wer giebt Euch das Recht, mir solche Beschuldigung in's Gesicht zu schleudern?"

„Dieses Recht, Wahnsinniger, giebt mir die Logik. Wer das Abendmahl zurückweist, verleugnet unsern Heiland und Seligmacher, und wer unsern Heiland und Seligmacher verleugnet, giebt sich als ein Diener des Teufels zu erkennen."

„Euer Schluß hinkt, mein Bruder! Wenn Jemand das Abendmahl zurückweist, handelt es sich zuvörderst um den Beweggrund dazu. Nicht weil ich Christum verleugne, enterbe ich mich selbst für heute von seiner theuersten Hinterlassenschaft, sondern deshalb, weil ich es für ein Verbrechen halte, sein Brod des Lebens zu einem des Todes zu machen."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Und ich Euch noch viel weniger."

Der andere Prediger hatte dem Gespräche schweigend zugehört, jetzt nahm er wieder Antheil an demselben, indem er mit traurig sanfter Stimme sagte:

„Wir wollen nicht länger in Euch dringen, Ihr habt Euch, wie Ihr sagt, mit Gott versöhnt."

„Ich hoffe, er wird in seiner Allbarmherzigkeit mir die Schwächen und Verirrungen meines Lebens verzeihen."

„Und Ihr hofft, der Seligkeit theilhaftig zu werden durch das Blut des gekreuzigten Lammes.“

„Das ist meine Hoffnung und Zuversicht.“

„Wohlan, so geht dem Tode getrost entgegen, wenn nicht das Abendmahl selbst, das Ihr nicht genießen wollt, so doch der geistige Inhalt desselben wird Euch auf dem letzten Gange trösten!“

Die Prediger gingen. Dulich sah ihnen mit wehmüthigen Blicken nach; wie sie hatte er früher die Gemeinde erbaut, jetzt dem Tode übergeben, der schon auf dunklen Fittichen um ihn rauschte, betrachteten sie ihn nur noch als Verurtheilten, als einen armen Sünder.

Der Tag verfloß dem Dulder in dumpfem Hinbrüten.

Endlich ging die Sonne zu Rüste und legte um das bleiche Gesicht des Predigers, der am Fenster seines Gefängnisses stand, einen blühenden Kranz von rothen Rosen. Unten auf der Straße stand ein Knabe, ein blondgelocktes, blauäugiges Kind, und sah zu den Eisengittern empor, hinter welchen der bleiche Mann mit den Rosen an der Stirn den Tod erwartete. Und der Knabe faltete seine Händchen und sah recht wehmüthig hinauf zu den schwarzen Stäben und dem Manne dahinter, der mit dem Teufel einen Bund geschlossen, und es schien dem kleinen Camenzer doch ein fürchterliches Ding, mit dem Teufel ein Bündniß einzugehen, obschon seine Vorstellungen vom Satan noch ziemlich im Unklaren lagen und nur auf Vermuthungen sich stützten, die ihm seine Mutter mitgetheilt.

Es war eine unbeschreiblich rührende Scene, die rosigen

Streifen oben an dem alten braunen Thurme, wie sie gleichsam an dem fürchterlichen Gemäuer sich mit zitternden Lippen festsogen und allmählich hinstarben und endlich nur noch in einzelnen Flocken oben an den kahlen Scheitel des Gemäuers spielten — das marmorbleiche Gesicht des Verurtheilten, der seine weiße magere Hand an den Eisenstäben zeigte, ein Kopf in einem Rahmen von Stein und Moos und herniederhängenden, im Windhauch mit einander wispernden Schlingpflanzen — und unten auf der Straße, im Halbdunkel, das kleine halbnackte Kind mit seinen unschuldigen Augen und in seiner betenden Stellung und den einen Fuß in einer Lage, die deutlich bewies, daß der Knabe gesonnen war, sogleich die Flucht zu ergreifen, sobald sich an dem Thurme etwas Verdächtiges zeigen sollte.

Doch die Streifen erblaßten mehr und mehr, die rosigen Flocken an dem Scheitel des Thurmes spielten nicht mehr, der Knabe lief nach Hause, dem Arme seiner Mutter entgegen, und Dulich hatte das Fenster verlassen und sich an den alten Tisch gesetzt, den man ihm überlassen. Ein Licht brannte düster vor ihm, eine Bibel in lateinischer Sprache beleuchtend, in welcher der Verurtheilte las. Und so tief versenkt hatte er sich in einen von David's herrlichen Psalmen, daß er nicht gewahrte, wie eine Gestalt langsam durch die geöffnete Kerkerthür hereinschwebte, ein Weib in schwarzem Trauergewande, mit gesenktem Haupte. Mit lautlosen Schritten schwebte sie über die Steinquadern des Fußbodens, bis sie dicht vor dem Verurtheilten in eine

knieenden Stellung niedersank und dem Lesenden ihre Arme entgegenstreckte.

„Dulich, mein armer Dulich!“ hauchte sie mit einer Stimme, die sich nicht beschreiben läßt, mit einem Tone gleich dem einer klingenden Saite, mit dem Harme einer sich verseufzenden kranken weißen Rose, deren Blätter auseinanderfallen.

Der Prediger erhob sein Auge von dem heiligen Buche, und wie von einer Schlange verletzt, bebte er zusammen: er erblickte vor sich — — Susanna, seine Gattin.

„Dulich,“ rief sie wiederholt, und große Perlen rollten über die Wangen der schönen sündigen Frau. Aber der von seinem Sessel sich erhebende Priester trat einen Schritt zurück und wandte mit tiefem schmerzlichen Seufzer sein Gesicht von ihr ab.

Da rutschte die in Thränen Aufgelöste auf den Knieen zu ihm hin, und seine Füße mit den Fluten ihres Auges badend, stammelte sie: „Verzeihung!“ und als auch jetzt der von ihr so schwer Beleidigte sie keiner Antwort würdigte, erhob sie ihr thränenblasses Gesicht zu ihm empor, und seine Knie umklammernd flehte sie mit rührenden Tönen: „Verzeihung! Nur ein einziges Wort, nur einen einzigen Blick der Vergebung!“

Dem Prediger gebrach die Kraft, länger der selbst in ihrem Schmerze noch so verlockenden Stimme seiner Frau zu widerstehen, und sein verhärmtes eingefallenes Gesicht ihr zuwendend, sprach er mit derselben sanften Glockenstimme, die wir schon an dem Abende von ihm gehört

haben, als er nach Camenz zurückkehrte. „Du bist es, Susanna! Was sucht die Lebendige bei dem Todten?"

Und er hob sie von dem kalten Boden auf, wenn auch ohne sie in seine Arme zu schließen. Aber die Aufregung hatte ihn so erschöpft, daß er nicht länger vermögend war, sich aufrecht zu erhalten: er sank auf seinen Sessel nieder.

Susanna kniete vor ihm nieder, sie legte ihr schönes Haupt in seinen Schooß und verblieb lange in einem leisen Schluchzen. Endlich sagte sie, ihr thränenfeuchtes Auge zu ihm emporhebend: „Dulich, Du bist verwundert, mich hier bei Dir zu sehen. Ach, Du weißt nicht, was ich gelitten seit jenem Tage, da sie Dich an meinem Fenster vorüber nach dem Rathhause zur Pein schleppten; als der Schrot des unbarmherzigen Schützen Dich verwundete und Du Deine blutende zerschossene Hand gerade mir entgegenstrecktest, als Du sie zum Himmel aufhobst; als ich den blitzenden Ring an Deinem Finger erblickte, den ich einst Dir am Altar gereicht . . . als ich Dich so sehr unglücklich sah, da empfand meine Seele die nagendsten Schmerzen der Reue bei dem Gedanken, daß Du durch mich, ach! nur durch mich so grenzenlos elend geworden. Frage nicht, wie ich seitdem gelebt! Meine Tage vergingen in Trauer, meine Nächte in Thränen. Ich wollte Dich retten, doch es war zu spät. Aber wie könnte ich es ertragen, Dich todt zu wissen, ohne vorher Deine Verzeihung empfangen zu haben! Dulich, sage mir, daß Du ohne Groll von mir scheidest, sei barmherzig. Du warst so edel, so gut; ich habe Dein

Leben vergiftet — Mann, den ich jetzt mit meinem eigenen Leben retten möchte, schenke Gnade Deiner Mörderin!"

Was die Gatten noch weiter gesprochen, nur der alte Thurm, nur die kahlen, feuchten Wände haben es vernommen. Als der Schließer, die Unterhaltung unterbrechend, eintrat und zum Aufbruch mahnte, saßen sie nebeneinander und die junge Frau streichelte in Einem fort die blassen Wangen ihres Mannes.

„Es ist Zeit," sprach der Schließer, „Mitternacht ist vorüber . . ."

Noch Eine, ach! eine selig schreckliche Umarmung! Dann ging Susanna, aber schon an der Thür angekommen, wandte sie sich noch einmal: „Vergiß nicht, Dulich, ich werde am Fenster stehen, ich werde mit Dir beten, gehe muthig zu Gott, ich folge Dir bald."

VI.

Die Tragödie naht ihrem Ende. Das verhängnißvolle Schwert des Scharfrichters hatte nicht umsonst geklungen.

Magister Kaspar Dulich wurde am 3. Juni 1655 auf offenem Markte zu Camenz hingerichtet — ein Opfer des Aberglaubens und des trostlosen Zustandes des damaligen Gerichtsverfahrens. An den Kaiser in letzter Instanz zu appelliren, war ihm nicht gestattet worden. Das Schaffot war gerade Susanna's Fenster gegenüber errichtet. Der Verurtheilte lächelte mit unbeschreiblicher Wehmuth, als er

sein Weib an ihrem Fenster erblickte, ihm winkend mit einem weißen Taschentuche und dann still vor sich hinbetend. „Susanna, Gott verzeihe Dir, wie ich Dir verzeihe!“ waren des Dulders letzte Worte. Der furchtbare Stahl des Freirichters sauste — sein Haupt fiel — Susanna brach ohnmächtig zusammen.

Der dicke Wirth „zum wilden Manne“ durchräucherte an diesem Tage mit großer Sorgfalt seine Herberge, die er durch den zeitweiligen Aufenthalt des dem Teufel Verfallenen noch immer verpestet glaubte.

Der Stadtschreiber dagegen schwelgte in Hoffnung, und noch war es nicht ganz Abend geworden, als er auf eine Einladung Susanna's in deren Gemach schwebte.

„Schöne Frau, Ihr seid zufrieden mit mir?“

„Sehr zufrieden!“

Sie erlaubte ihm, ihre Fingerspitzen zu küssen, und der Liebestrunkene bemerkte nicht, wie sie leise zusammenschauderte unter der Berührung seiner Lippen.

„Endlich seid Ihr Witwe!“ sprach der Stadtschreiber neben Susanna Platz nehmend, „Ihr erlaubt, daß ich Euch an Euer Versprechen erinnere!“

„Ihr seid ein schneller Mahner, Herr Stadtschreiber!“

„Mag sein; indeß werdet Ihr, holde Susanna, Euch erinnern, daß Ihr dem, der Euch von Dulich befreien würde, Eure Hand zur Belohnung anbotet.“

„Es ist nicht anders.“

„Ich habe Euch von der lästigen Fessel befreit...“

„Ich weiß es.“

„Folglich darf ich mit Gewißheit darauf rechnen, Euch bald mein Weib zu nennen, angebetete Susanna."

Statt zu antworten, sah die Witwe des Hingerichteten den Stadtschreiber mit einem räthselhaften Blicke an, der sein Inneres erbeben machte: es war ihm, als schleudere das schöne Weib aus ihrem Auge Dolchspitzen nach seiner Seele, und doch lächelte dieses Auge unschuldig wie das eines Kindes.

„Ihr habt keine Antwort auf meine Erklärung?" fragte er, sich mit Gewalt aus den unheimlichen Gefühlen, die auf ihn einstürmten, herausreißend.

„Jede, die Ihr wollt!" erwiederte die Witwe. „Sprecht Ein Wort, und wir feiern noch heute unsere Verlobung. Eine Verlobung am Todestage des Mannes — seht, das ist neu; doch wird die Welt uns entschuldigen. Ihr freitet ja länger als zehn Jahre um mich."

„Also noch heute Verlobung?"

„Befehlt — nud es geschieht!"

Dem Stadtschreiber grauete, er wußte nicht warum; aber mit unwiderstehlicher Macht riß es ihn hin, die erste Frucht der Belohnung, die er durch Verbrechen erkauft, zu erwerben. Er stürzte der reizenden Witwe zu Füßen und stammelte unverständliche Worte, die nur errathen ließen, was er sagen wollte, nämlich wie überschwenglich glücklich sie ihn machen würde, wollte sie den Ring seiner Treue noch heute entgegennehmen.

„Ich will es!" sagte Susanna und hieß ihn aufstehen.

Mittlerweile war es Abend, es war Nacht geworden.

Susanna zündete Kerzen an und ließ die faltenreichen Damastvorhänge an dem Fenster herunter.

„Ihr seid für heute mein Gast!" sagte sie zum Stadtschreiber, und auf ein Zeichen von ihr trug eine Dienerin ein angenehm duftendes Mahl auf, dem die reizende Wirthin eine geschliffene Flasche köstlichem Wein mit beifügte. Beide aßen, Susanna nur wenig, ihr Anbeter mit widerlicher Hast.

Susanna hatte zwei Gläser mit der dunkeln Flut des edlen Weins gefüllt, den die Flasche enthielt. Sie ergriff ihr Glas und ihren Gast einladend, ihrem Beispiele zu folgen, forderte sie ihn auf, mit ihr anzustoßen.

Der Stadtschreiber beeilte sich, ihren Wunsch zu erfüllen, die Gläser näherten sich einander . . .

„Und wem sollen sie erklingen, theure Susanna?"

„Der Liebe bis zum Tode!" entgegnete die Gefragte.

„Ja, der Liebe bis zum Tode!" Und der Sündige stürzte sein Glas mit jäher Hast hinunter.

Auch Susanna trank, aber langsam, langsam, und ihre Augen waren dabei mit dem Leuchten glühender Kohlen auf ihren Gast geheftet. Sonst nippte sie nur an dem nassen Feuer der Rebe, heute schlürfte sie ihr Glas leer, ganz leer . . . es blieb kein Tropfen in dem kostbaren Gefäße. „Es ist vollbracht!" sagte sie hierauf.

„Ja, das Werk ist glücklich vollbracht," lächelte der Stadtschreiber, der ihre Aeußerung vernommen hatte. „Ich habe tüchtig gearbeitet, daß das Wild meinen Netzen nicht entgehen konnte."

„Und dafür erntet Ihr nun — doch trinkt noch einmal, mein Verlobter" — sie schenkte ihm nochmals ein — „trinkt — es gilt der Verlobungsnacht!" —

„Wohlan, der süßesten Nacht meines Lebens!" rief der Halbberauschte, und wieder rollten die flüssigen Gluten des Glases bis auf den letzten Tropfen über seine Lippen. „Ich habe tüchtig gearbeitet," sagte er, mit der Zunge schnalzend, „es ist wahr, doch dafür ernte ich nun — doch fahrt fort, reizende Susanna! Dafür ernte ich nun . . ."

Er legte seine Hand auf ihren Nacken.

„Laßt das," mahnte Susanna mit klangloser Stimme, seine Hand zurückschleudernd. „Was Ihr erntet, wollt Ihr wissen? Seht in jenen Spiegel, er wird Euch Antwort geben."

Verwundert blickte sie der Stadtschreiber an, sie sah sehr blaß; und ein noch nie gefühlter Schmerz gleich dem, welchen eisige Kälte mit ihren krystallenen Nadeln verursacht, ließ seinen Athem stocken. Sein Haar sträubte sich unwillkürlich, als er zu dem Metallspiegel ging, er blickte hinein, und — ein verzerrtes Antlitz schaute ihm entgegen.

„Was ist das?" keuchte er zwischen den Zähnen hervor, die in entsetzlicher Ahnung zusammenklapperten.

Susanna war ihrem Buhlen langsam gefolgt, sie neigte ihre Lippen an sein Ohr und hauchte mit Tönen, die aus einem Abgrunde voll Eis zu kommen schienen: „Es ist der — Tod — Du mußt sterben!"

„Heiliger Gott im Himmel, wie wird mir! Entsetzliches Weib, was hast Du mit mir gemacht — ich bin —"

„Vergiftet — wie — ich!“

Die Hand des Stadtschreibers ballte sich, er wollte sie gegen seine Mörderin aufheben; aber schon zeigte sich die Wirkung des vergifteten Weines . . . höllisches Feuer ras'te in seinen Pulsen, geschmolzenes Blei schien in seinen Eingeweiden zu wüthen . . . er sank zu Boden, er wand sich auf den kostbaren Teppichen, grauer Gischt bedeckte seine Lippen, seine Nägel wurden blau „Fluch Dir!“ preßte er hervor, dann regte er sich nicht mehr.

Susanna aber schleppte sich zu dem Sterbenden und indem sie sein Gesicht mit ihren Nägeln zerfleischte, schrie sie mit kreischender Stimme:

„Fluch Dir selbst, Verführer, und fahre zur Hölle!“

Das Geräusch und der Lärm der Stimmen rief den alten Vater Wolfram und Susanna's Dienerin herbei . . . sie kamen zu spät . . . das Gift hatte seinen Zerstörungsprozeß vollendet.

* * *

War es Zufall oder Schickung: in eben dem Jahre, in welchem in Camenz das Haupt Dulich's dem finstern Wahne seiner Zeit zum Opfer fiel, wurde in Leipzig Christian Thomasius, der zuerst mit Muth und Entschiedenheit gegen Folter und Hexenprocesse sich erhob, geboren.

Der Kanzlist.

„Ein alter Schreiber ist doch ein rechtes Plackholz auf der Welt,“ brummte der alte Kanzlist Fürchtegott Gradmann, in seine bescheidene Wohnung tretend, „ein rechtes Plackholz,“ wiederholte er und schleuderte ein großes, auf dem Rücken kunstgerecht zusammengeheftetes Actenstück auf den Tisch. „Hab' den ganzen Tag geschmiert, daß meine Finger schier hätten lahm werden mögen, und lauter unnützes Zeug, lauter Quark! Wollt' aber kein Wort darüber verlieren, gäb's nur einmal einen Blick der Anerkennung für mich. Aber Prosit die Mahlzeit, ich mag's so gut machen, wie ich will, dem Kammerdirector ist's doch vorn und hinten nicht recht, hat immer was zu tadeln, immer was auszusetzen. Nichts als Hudelei und Schererei, und Anfahren und Anschnauzen, daß man seines Lebens gar nicht mehr froh wird. Da soll doch gleich ein Donnerwetter drein fahren!“

Dabei stellte er seinen großen Spanier mit Heftigkeit in einen Winkel und hing seinen Hut, einen sogenannten Dreimaster, an einen Nagel an der Wand.

„Täglich zehn bis zwölf Stunden arbeiten, daß man seinen Leichnam nicht mehr fühlt, und sich noch obendrein müssen Grobheiten sagen lassen!“ fuhr er, sich immer mehr erbosend, fort. „Und für was denn! Für lumpige hundertfunfzig Thaler jährlich und ein Bund Federn nebst Bindfaden und Tinte extra. Als ob man Frau und Kind mit Bindfaden und Federspulen füttern könnte!“

Gradmann würde vielleicht noch lange in diesem Tone fortgepoltert haben, wenn sich nicht seine Frau in's Mittel gelegt hätte mit den Worten: „Gradmann, hast Du was gegen mich, daß Du thust, als wenn ich gar nicht zugegen wäre?“

Diese einfache Frage brachte den Kanzlisten wieder zu sich selbst, er näherte sich seiner Frau und bot ihr die Hand, mit einem „Guten Abend!“ der schon weit weniger rauh klang, als das Gepolter vorhin.

„Und geflucht hast Du auch, Gradmann!“ fuhr die Frau vorwurfsvoll fort.

„Na, laß es nur gut sein mit dem Donnerwetter, 's ist mir in der Wuth so 'rausgefahren, und der liebe Herrgott wird mir's deshalb schon nachsehen. Bin doch sonst kein Flucher, das weißt Du ja. Hatte mich aber das immerwährende Gepinsel des Kammerdirectors ganz confus gemacht. Schäme mich auch jetzt ordentlich, heiße Fürchtegott und fluche wie ein Kriegsknecht.“

Nach diesen Worten ging er mit großen Schritten in der Stube auf und nieder. Die Kanzlistin aber, ihrer Pflicht als Hausfrau eingedenk, legte das Actenstück

weg und breitete ein weißes Tuch über den Tisch, holte Brod, Butter und einen Käse, der sehr appetitlich aussah, herbei, nebst einem Krüglein Dünnbier, setzte einen Stuhl an den Tisch und lud dann ihren „Alten" ein, seine Abendmahlzeit einzunehmen; sie habe schon ein Schälchen Kaffee getrunken und wolle nichts mehr genießen.

„Und Linchen?" fragte der Kanzlist, nach seiner Tochter sich umsehend.

„Näht unten im Garten in der Laube; denkt aber jetzt wahrscheinlich weniger an's Essen, als an ihren Bräutigam."

„Hm, hm!" machte der Kanzlist, setzte sich an den Tisch und entfaltete eine beneidenswerthe Thätigkeit seiner Kinnladen; es fehlten ihm zwar einige Zähne, aber diejenigen, die ihm geblieben waren, ließen nichts zu wünschen übrig.

Gradmann war Kanzlist beim Kammergericht in einer kleinen Stadt in Hinterpommern und schon ziemlich bejahrt. Da sein Gehalt nur hundertfunfzig Thaler betrug, so hatte er nie Gelegenheit gehabt, irdische Schätze zu sammeln; mußte es im Gegentheil gar sehr eintheilen, um nur auszukommen. Aber er war zufrieden, und wenn es einmal gar nicht mehr gehen wollte, sagte er: „Gott wird schon helfen!" und wirklich hatte Gott immer geholfen. Ohne Sorgen und Mühe war's freilich nicht abgegangen, und oft war Schmalhans bei Gradmanns Küchenmeister gewesen; doch bis zum Abdrücken war's niemals gekommen. Vor'm Jahre hatte ihn eine Krankheit heimgesucht, das hatte viel Geld an den Apotheker und Doctor gekostet, und sie hatten deswegen bei einem Nachbar einige Thaler borgen müssen;

aber der größte Theil des Geldes war wieder zurückgezahlt und den Rest gedachten sie noch heuer abzumachen. Doch noch etwas lag ihnen schwer auf dem Herzen. Der junge Meister Heinrich Strohbach in der Marktgasse hatte ihre Tochter liebgewonnen und bei ihnen nachgefragt, ob sie ihn später zum Schwiegersohn haben wollten, wenn er sich würde eingerichtet haben. Da Meister Heinrich Strohbach ein gesetzter reputirlicher Mensch war, und auch nicht neumodisch im Christenthum, sondern einfältigen Herzens und Glaubens, wie sie selbst, gaben die Eltern mit Freuden ihre Einwilligung, wenn Karoline nichts dagegen hätte. Linchen aber, die dem jungen Meister schon lange gut war, hatte nichts dagegen. So weit war Alles recht schön. Der Meister kam alle Abende nach der Arbeit auf einen Augenblick zu Gradmanns, Sonntags gingen sie zusammen in die Kirche und Nachmittags in's Freie, und zu Festzeiten aß Heinrich mit bei seinen zukünftigen Schwiegereltern. Aber die Ausstattung für Linchen machte ihnen viel zu schaffen, und der junge Meister hatte auch seine liebe Noth mit seiner Einrichtung; denn er war armer Leute Kind und besaß eigentlich, nachdem er sein Meisterstück gemacht, nicht viel mehr, als seine zwei fleißigen Hände. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Nachbar Specereihändler, bei dem Gradmann nach seiner Krankheit die paar Thaler geliehen, hatte ein Auge auf Karoline geworfen, obschon er noch älter war, als der Kanzlist; hätte das schmucke Mädchen gern zur Frau gehabt, und da Graudmanns seine Andeutungen nicht verstehen wollten — denn der reiche

Geizhals hatte schon drei Weiber unter die Erde geärgert — drang er hartnäckig auf Bezahlung.

„Wenn wir jetzt hundert Thaler hätten,“ sagte der Kanzlist nach eingenommener Mahlzeit, „dann wüßte ich, was ich machte.“

„Nun, und was machtest Du dann?“

„Erstens bezahlte ich dem Specereihändler drüben unsere Schuld, und zweitens ging' ich zum Superintendenten und bestellte das Aufgebot für unser Linchen, dem wir dann ein paar Thaler mitgeben könnten.“

„Ach ja, der Specereihändler,“ sagte die Frau Kanzlistin, „es ist gut, das Du mich daran erinnerst. Unser Nachbar war heute Nachmittag bei mir und wollte durchaus das Geld haben, das wir ihm noch schuldig sind. Sagte, ich sollte Dir's vermelden, er könne keine Woche mehr warten, und wenn Du in diesen Tagen nicht Richtigkeit machtest, müßte er Dich verklagen. Ich weinte und bat, wir wären ehrliche Leute, sagt' ich, die noch Niemanden betrogen hätten, und wenn Deine Krankheit nicht gekommen wäre, hätten wir's gar nicht nöthig gehabt, bei ihm zu borgen. Aber er kollerte wie ein Truthahn in der Stube herum und wollte nichts hören. Ach, du lieber Gott, wenn wir auf unsere alten Tage noch verklagt würden!“

„Wird nicht so arg werden,“ tröstete der Kanzlist, „Gott hat immer geholfen und wird auch diesmal helfen. Laß uns nicht kleinmüthig werden! Wenn's nicht anders geht, schreib' ich an meinen Vetter im Sächsischen, der ist reich und schießt mir gewiß die paar Thaler vor. Und nun gieb

mir die Bibel her und meine Brille! Wollen uns im Gebet stärken, das ist die beste Arznei in solcher Widerwärtigkeit."

Die Hausfrau trippelte an einen Wandschrank und nahm die Bibel heraus, legte sie nebst der Brille vor ihren Mann auf den abgeräumten Tisch und setzte sich mit gefalteten Händen auf einen Stuhl am Fenster. Gradmann aber schlug das ehrwürdige Buch auseinander und las einen Psalm vor, der gerade auf ihre Lage paßte. Dann stimmte er das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" an, und die Kanzlistin, der die hellen Thränen über die Backen liefen, fiel mit bekümmertem Herzen ein, mischte auch manchmal gar andächtiglich einen Schleifer darunter, wie es damals üblich war, und fühlte sich mit jedem Verse mehr erstarken. Ihr Diskant war freilich nicht mehr viel werth, und auch Gradmann's Baß hatte im Laufe der Jahre sehr gelitten; aber mit tieferm Gefühl, so recht aus frommen, gottvertrauenden Christenherzen ist das schöne Lied Neumark's selten gesungen worden. So kam der letzte Vers:

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Während des Gesanges waren, von den Eltern unbemerkt, Linchen und ihr Bräutigam eingetreten und an der

Thür stehen geblieben ... ihre jugendlichen Stimmen vermischten sich unwillkürlich mit jenen des alten Paares, und auch ihre Herzen schlugen lebendiger in inbrünstiger Hingebung in den Rath der ewigen Weisheit und Liebe. Kaum war der letzte Ton verhallt, so stürzten sie sich an den Hals der Eltern, und eine große rührende Umarmung besiegelte die feierliche Minute.

. . . .

Am andern Tage schrieb Gradmann an seinen Vetter in Sachsen, aber Gott schien diesmal wirklich sein Ohr vor den Bitten der armen Familie verschlossen zu haben: die Antwort ließ lange auf sich warten und als sie endlich kam, hatte der reiche Vetter das Gesuch des Kanzlisten rund abgeschlagen. Jetzt war guter Rath theuer, und Alle hingen betrübt die Köpfe: Frau Gradmann sah im Geiste ihren Mann schon ausgepfändet und weinte bitterlich; Linchen stand da wie eine Blume, die, von einem Regentropfen beschwert, sich niedersenkt; Meister Strohbach kratzte sich verdrießlich hinter den Ohren, und der Kanzlist betrachtete die Stubendielen so anhaltend, als ob er die Aeste darin zählen wollte. Doch war er der Erste, der sich wieder ermannte und mit dem Ausrufe: „Gott wird dennoch helfen!" Leben und Vertrauen in seinen Lieben erweckte.

So vergingen einige Wochen. Gradmann's Hoffnung auf Gottes Hilfe war unverwüstlich, aber im Ganzen drückte ihn die Geschichte mit dem Specereihändler doch recht nieder. Im Kammergericht machte er Fehler über Fehler, kein Schnörkel in den Anfangsbuchstaben wollte ihm mehr

gelingen, und der Director malträtirte ihn mehr denn je. Oft arbeitete er auch, wenn er in der Kanzlei war, gar nicht, sondern saß mit eingetunkter Feder vor dem Papier und starrte dasselbe mit so unbeweglichen Augen an, daß man ihn hätte für geistesabwesend halten können. War's wol auch zuweilen; aber meistentheils betete er dann in seinem Herzen, und während seine Lippe schwieg, seufzte sein Inneres laut.

Als er so eines Tages wieder auf seinem Schemel kauerte und die Papierschere unverwandt anblickte, die er doch schon tausend Mal gesehen und benutzt, stürzte plötzlich der Kammerdirector in die Kanzlei und auf seinen Untergebenen los.

„Gradmann," stammelte er außer Athem, nach Luft schnappend, „schreib' Er auf der Stelle diesen Beleg sauber ab, und vorn dran einen richtigen Schnörkel, hört Er? Denk' Er sich! Sitze da oben im Directorialzimmer, als sich plötzlich die Thür aufthut und ein Mann in einem blauen Rocke hereintritt, ohne erst anzupochen; ich fahre in die Höhe und will schon loslegen wegen solcher Unverschämtheit, als ich auf einmal denke, der Schlag soll mich rühren; denn der Herr im blauen Rocke ist Niemand anders, als Seine Majestät unser allergnädigster König. Sitzt noch droben, stöbert in den Acten herum und will diesen Beleg abgeschrieben haben. Gradmann, mach' Er schnell, und einen Schnörkel aus dem Effeff vorn, oder der Teufel soll Ihn holen, Gradmann!"

König Friedrich II. von Preußen, der „alte Fritz"

genannt, pflegte, wenn er einmal wohin ging, um zu revidiren, sich bekanntlich nicht erst lange anmelden zu lassen, sondern kam seinen Leuten wie ein Sturmwind über den Hals. Er war da, wie aus der Luft geschneit. Das war allen Kammerdirectoren nichts Unbekanntes, und deshalb hätte auch der Vorgesetzte Gradmann's nicht gleich zu erschrecken brauchen, denn der Mann hatte seine Sache in Ordnung, war ein alter Soldat und hielt auf Pünktlichkeit; aber der Respect vor dem Könige war ihm einmal in die Glieder gefahren und hatte ihn aus dem Concept gebracht.

„Schneller, Gradmann!" trieb er den armen Kanzlisten an, der vor Ehrfurcht schauerte, ein Papier zu beschreiben, das sein gefeierter König in die Hand bekommen sollte.

Die Feder flog wie ein Blitz über den weißen Bogen.

„Immer schneller, Gradmann!" schrie der Director. „Der König ist kein Freund vom Warten, und ich bekomme gewiß Seinetwegen einen Verweis."

Die Feder flog nicht mehr, sie raste; aber in demselben Augenblick trat dem Kanzlisten der Spezereihändler vor das Gedächtniß, ein Fehler war gemacht, es mußte radirt werden.

„Gradmann," tobte der alte Offizier, kirschbraun im Gesicht, „ich lass' Ihn fuchteln, wenn Er noch einen Fehler macht!" Der Kanzlist knickte vor Angst ordentlich zusammen; denn je mehr der Director auf ihn einschrie, desto langsamer ging sein Werk von Statten. Und dabei die verdammte Klage vom Spezereihändler.

Noch einmal mußte radirt werden, und noch einmal schwor der ehemalige Soldat hoch und theuer, „dem Kanzlisten das Fell ausfuchteln zu lassen“; aber endlich war der letzte Buchstabe fertig, der letzte Schnörkel angebracht. „Und schnell Streusand drüber!“ Gradmann in der Eile hingelangt, da fällt ihm wieder der Spezereihändler ein, er kommt in die Rage, und eh' gedacht, so geschehen, gießt er das Tintefaß über seine Copie.

Dies wahrnehmen und der Kammerdirector eine halbe Mannslänge vor Schreck in die Höhe schnellen, war Eins. Es fehlte nicht viel, so wäre er über den alten Mann hergefallen; doch besann er sich anders und stieß ihn nur wie ein Wirbelwind zur Thür hinaus, mit den Worten: „Fort, Er Esel, zum König! Er mag sich selbst verantworten, hier ist keine Zeit mehr zu verlieren!“

Vor Zorn seine Backen aufblasend, eilte er voraus in das Zimmer, wo der König auf einem Stuhle saß und Acten durchblätterte, der Kammerdirector zu ihm hin, die Unvorsichtigheit des Kanzlisten, der im Vorzimmer warten mußte, mit stotternder Rede berichtend. Jetzt wird der König auffahren, dacht' er; aber — — Friedrich blieb gegen alles Erwarten sehr ruhig.

„Also der Kanzlist hat sich vergriffen und für den Streusand die Tinte erwischt?“ sagte er. „Das thut nichts, kann einem Jeden passiren, ist mir auch schon vorgekommen. Er hat doch den armen Menschen deswegen nicht geängstigt?“

„Allergnädigster König!“ stammelte verlegen der Kammerdirector.

„Was? Er hat den Kanzlisten turbirt? Das ist nicht mein Wille! Laß Er den Mann hereinkommen!"

Zitternd wie ein Verbrecher trat Gradmann in die Stube, nun war Alles aus, das konnte er sich denken, wahrscheinlich wollte ihn der König selbst fortjagen. „Ach Gott!" seufzte er, „willst du mich den ganz verderben?" Mit diesem Stoßgebete blieb er an der Thür stehen und erwartete mit Furcht die Dinge, die da geschehen sollten. Aber seine Besorgniß war ganz unnütz gewesen; denn der König hieß ihn sehr freundlich näher treten und sagte dann:

„Mein lieber Freund, Er schreibt bei Seinem Alter eine gute Hand. Gewiß ist Er bei dieser Abschrift übereilt worden. Hier sind noch zweihundert Thaler übrig, die soll er jährlich als Zulage haben; lasse Er sie sich gleich heute zum ersten Male auszahlen. Das hier" — er wies auf die Copie — „schreibe Er noch einmal ab, nehme Er sich Zeit und lasse Er sich von Niemandem unnöthiger Weise in Schrecken jagen!"

Gradmann wollte danken, aber die Stimme versagte ihm ihren Dienst, Thränen schossen aus seinen Augen. „Majestät," rief er endlich, aber der alte Fritz war schon aus dem Zimmer, und so blieb ihm nichts übrig, als seine Gefühle schriftlich auszusprechen, und das that er denn auch noch am selbigen Nachmittag in einer Schrift, deren Schnörkel diesmal untadelhaft waren.

So kamen Gradmanns durch Tinte aus der Tinte, so hatte Gott dennoch plötzlich geholfen. Der Spezereihändler wurde bezahlt, das Kreuz-, Noth- und Trostlied verwandelte

sich in einen Dankpsalm und der Herr Kammerdirector war seit jenem Besuche des Königs die Artigkeit selbst, vom Verklagen des Einen und vom Anschnauzen des Andern war keine Rede mehr. Karoline und Heinrich waren in vier Wochen ein junges Paar, es gab eine fröhliche christliche Hochzeit, große Liebe und ein kleines Mahl, den ersten Trinkspruch brachte Vater Gradmann auf den König aus, und als nach bestimmter Zeit ein kleiner Enkel anrückte, mußte er „Fritz" heißen, anders ging der Großvater gar nicht ab, und der Meister und die junge Mutter stimmten jubelnd bei.

Schöngretchen hinter dem Berge.

I.

„Was nur der Grete fehlen mag?" fragten die Leute im Dorfe Eckartsberg bei Zittau und steckten mit einander wispernd die Köpfe zusammen, wenn sie der sechzehnjährigen Margarethe, der Tochter des alten Adam Otto, ansichtig wurden, die von so großer Schönheit war, daß man sie in der ganzen Gegend nur Schöngretchen hinter dem Berge nannte, und ihr Ruhm in den Sechsstädten erscholl von den Lippen der Jungen und Alten. Sie war schlank und groß, mit dunkelblauen Augen voll Sanftmuth und Herzensgüte, mit Perlenzähnen und rosenrothen Nägeln, mit einem Fuße wie aus Elfenbein geschnitten, und einer Hand aus Lilienweiß und Alabasterschimmer. Ihr volles dichtes Haar funkelte wie eitel Gold, ihre Lippen waren purpurroth und feingeschnitten, und ihre Wangen zart und frisch zugleich. Doch nein, frisch waren ihre Wangen nicht mehr, seit einiger Zeit lagerte es auf ihnen, wie über Nacht gefallener Schnee, wie silberner Reif auf der zu früh erblühten

Knospe des Rosenstrauches. Und das war es eben, was den guten Bewohnern von Eckartsberg viel Kopfzerbrechens machte, besonders den Frauensleuten. Durften nur einige bei einander sein, flugs kam das Gespräch auf Otto's Grete und auf ihre rosenrothen Nägel und ihre Perlenzähne und ihr Füßchen wie aus Elfenbein geschnitten und ihre Hand von Alabasterschimmer, aber auch auf ihre linnenweißen Wangen und die Aeugelein, die bisher so voll und lebenslustig geblickt hatten und jetzt gar trübselig und ohne Glanz umherschauten, recht als wollten sie von vielen schlaflosen Nächten, von häufigen bitteren Thränen erzählen.

„Lieber Gott," sagte dann wol die Eine, „sie werden's ihr gewiß angethan haben mit bösem Spuk und heimlichem Hexenwerk. Die Kobolde treiben wieder ihr Wesen gewaltig in deutschen Landen. Armes Geschöpf! Daß sich Gott erbame! Das Herz im Leibe möcht' Einem brechen, wenn man den Greuel der Zauberei mit ansieht und keine Hilfe schaffen kann vor den Hexen und Unholden der Nacht. Ihr wißt doch, der böse Blick . . ."

„Na, laßt's gut sein mit dem bösen Blick" — so eine Andere — „Ihr mögt Recht haben; aber ich weiß auch, was ich weiß. 's hat mit der Grete eine eigene Bewandtniß. Die alte Zigeunerin, die vor dreizehn Jahren durch's Dorf zog, — ja, ja, es sind gerade dreizehn Jahre her, und die Grete war damals drei Jahre alt — hat es ausdrücklich gesagt . . . die hat ihr in die Hand gesehen und gar Schlimmes daraus gelesen und ihrer Mutter gerathen, das Töchterlein wohl zu hüten und in Acht zu nehmen, sonst

müsse es sterben, an einem Holz im Herzen! Hab' mein Lebtag so was Absonderliches nicht wieder vernommen."

„Nachbarin," so wiederum eine Dritte, „Euer Holz im Herzen in Ehren! Aber Jeder hat so seine Gedanken. Ich will zwar nichts gesagt haben, und allen Respect vor der heidnischen Zigeunermutter, solch' Volk versteht seine teuflische Kunst, wie es auch zu guter Letzt selbst vom Teufel geholt wird. Aber die Grete . . . es wird doch verschieden gemunkelt und was Recht ist, muß Recht bleiben. Ich will zwar nichts gesagt haben; aber: Stille Wasser sind tief! ist ein altes Sprichwort, und meine selige Mutter sagte immer: Hochmuth kommt vor den Fall."

„Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde" — so eine Vierte — „der junge Herr Georg aus der Stadt und die Grete . . . hi! hi! — 's ist freilich ein schönes Pärchen, wenn nur nicht . . . hi! hi! man darf's nur nicht vor den Leuten sagen; doch die Gedanken sind noch unversteuert trotz Kaiser und Reich."

So schwatzten die guten Eckartsberger Frauen gar oft mit einander von dem kranken Gretchen und dem geheimnißvollen Holz im Herzen und von dem „schönen Görgel" aus Zittau, dem dritten Sohne des gestrengen Herrn Bürgermeisters, der auch nicht ohne Absicht so oft beim alten Otto einkehre und sich von Margarethe ein Glas Milch reichen lasse zur leiblichen Erfrischung.

„'s ist ein schmucker Junge," gaben die Meisten ihre Meinung ab, aber Viele wollten auch wissen, der Schalk sitze ihm im Nacken und die Grete solle sich vorsehen, daß

sie sich nicht verblenden lasse von seiner gleißenden Rede zu heimlicher Lieb' und Unehr'; der lockere Gesell habe schon manche Thräne auf dem Gewissen, und schon mehrere Mädchen, guter Leute Kinder, hätten seinetwegen Kirchenbuße thun müssen, barfuß und statt der Myrte ein Strohkränzlein im Haar.

. . . .

Es ist den Frauen eigenthümlich, daß sie sehr scharf blicken, wenn es gilt, Geheimnisse, Fehler oder Schwächen an Anderen ihres Geschlechts zu entdecken.

Kein Wunder, daß zuletzt die Frauen von Eckartsberg, durch jenen Instinct geleitet, in Betreff Gretchens der Wahrheit sehr nahe kamen; denn in der That stand ihr glanzloses Auge, ihre entfärbte Wange, ihre Trauer und die Bangigkeit ihrer schlaflosen Nächte mit dem jungen Georg von Kohlo aus Zittau in Verbindung. Kein Nix oder Kobald, sondern der stattliche Bürgermeisterssohn hatte es dem armen Bauermädchen angethan — sie liebte ihn und lange hatte sie dem süßen Wahn sich hingegeben, er liebe sie wieder; aber jetzt war ihr holder Traum zerronnen — Georg kam nicht mehr nach Eckartsberg, wie früher — er hatte sie verlassen — sie, und gerade jetzt . . .

II.

Viele Monate später, seit Georg nicht mehr nach Eckartsberg gekommen, gewahrte man in einer stürmischen Märznacht vor der Wohnung des regierenden Bürgermeisters zu Zittau

eine verhüllte Gestalt unter dem weiten Vordache des Hauses zusammengekauert.

Der Wind fuhr in brausenden Stößen durch die Straßen und schleuderte eiskalten Regen, vermischt mit schneidigen, scharfen Schneekörnern, vor sich her. An der ungeheuren Fläche des Himmels zogen gespenstische Wolken, die Scheibe des Mondes bald verhüllend, bald dem Glanze desselben Durchgang gestattend durch einzelne Stellen, die sich von der Masse der Wolken abzeichneten wie tiefe eisschimmernde Klüfte.

Außer dem Toben des Sturmes und dem Kreischen der Wetterfahnen vernahm man keinen Laut in den öden Gassen; nur aus dem dunklen Winkel, wo die verhüllte Gestalt sich niedergelassen, drang bisweilen ein leises krampfhaftes Weinen.

Die Glocke schlug jetzt elf Uhr . . .

Die Wächter riefen die Stunde ab und kehrten dann, in ihre Mäntel sich hüllend, in die rauchgeschwärzte Wachstube am Rathhause zurück, um beim Kruge Bier am warmen Ofen die begonnenen Erzählungen von Krieg und Frieden fortzusetzen.

Die Gestalt unter dem Vordache blieb unbeweglich . . .

Schon war Mitternacht nicht mehr fern, als schallende Tritte hörbar wurden, die dem Hause des Bürgermeisters sich näherten. Die Verhüllte erhob sich von dem naßkalten Quaderplatze, auf dem sie gekauert, und beugte sich, an eine Säule gelehnt, ein wenig vor. Die Tritte näherten sich mehr und mehr, und endlich stieg ein junger Mann

die Stufen herauf, welche zur Thüre führten. Es war der Sohn des Bürgermeisters, Georg, „der schöne Görgel.“ Und in der That konnte sich eine weibliche Phantasie wohl kaum etwas Angenehmeres denken, als seine hohe schlanke Gestalt mit dem Wuchse der Tanne, nichts Verlockenderes, als seine sanften Züge, seine freie Stirn, seinen frischen Mund. Dazu der Wald von braunen Locken auf seinem Haupte, der Bart an Mund und Kinn von gleicher Farbe, sein stolzer Nacken! Ja, Georg war das, was man einen bildhübschen Mann nennt, und wenn heute seine Augen etwas geröthet, seine sanften Blicke umschleiert, sein schönes braunes Haar verwirrt und sein stolzer Gang schwankend erschienen, so lag das jedenfalls nur an übermäßig genossenem Wein.

Georg wankte die Treppe hinauf, die Verhüllte hinter der Säule, ihn erkennend, rief ihn leise beim Namen.

Der junge Mann blieb stehen und blickte fragend nach der Stelle, von woher die Stimme gekommen war.

Da schlüpfte die Gestalt aus dem dunkeln Winkel hervor und warf sich vor die Füße des Taumelnden, dessen Knie sie zu umklammern versuchte.

„Georg, mein theurer Georg,“ hauchte sie, und ihre Stimme zitterte wie der Gesang eines klagenden Vogels, „hier bin ich, da Du selbst nicht mehr kommst. Willst Du mich wirklich umkommen lassen in Schande und Verzweiflung?“

Georg erkannte Margarethe. „Ach Du bist's, Schätzchen,“ rief er gähnend in scherzhaftem Tone, während er einen

Schritt bei Seite trat, um sich aus dem Bereiche ihrer umklammernden Hände zu bringen. „Wähltest eine verdammt schlechte Stunde zur Zusammenkunft, es thäte mir wirklich leid, wenn Dein Verstand gelitten hätte . . . hörst Du, Margarethe . . . es ist spät, wenn die Wächter Dich hier antreffen, werden sie Dich behandeln, wie eine fahrende Dirne."

„Grausamer," kreischte die Verachtete auf, „so vergiltst Du meine unermeßliche Liebe? Das sind die Schwüre Deiner Treue? Nein, Georg, Du kannst nicht so grausam sein! Statt Trost — Verachtung! Statt des Trauringes — Hohn und harte Worte! Und ich — ich habe Dich doch so sehr geliebt nnd Dir Alles aufgeopfert, meine Jugend, meine Tugend. Nicht wahr" — sie stand auf und warf sich an seine Brust — „Du verstellst Dich nur, um mich zu erschrecken. Du böser Mann, als ob nicht jedes Deiner Worte ein Pfeil wäre nach meiner Seele und ein Dolchstich nach meinem Leben! Aber prüfe mich nicht länger, Georg, mein Herz bricht dabei, und wenn ich sterbe, stirbt mit mir ein zweites Leben — ach, Georg, soll ich Dir denn Alles, Alles sagen!"

Die arme Verführte schluchzte laut und verbarg ihr Gesicht in den Falten seines Mantel. Einen Stein hätte ihre rührende Klage erweicht; aber der junge Patrizier blieb ungerührt.

„Gretchen," sprach er, indem er seine wirren Gedanken zu sammeln sich anstrengte, „ich habe viel Wein getrunken, mein Kopf ist wüst und schwer. Sieh, wir haben wieder

einmal mit den armen jungen Edelleuten von draußen gewürfelt, die zuweilen hierher zu uns kommen, um von den Brosamen zu leben, die von unseren Tischen fallen. Jetzt auf der Stelle, in dieser eiskalten Nacht Dir Bescheid zu geben, das ist nicht möglich. Mein Rath ist, kehre so schnell als möglich nach Eckartsberg zurück und erwarte mich morgen gegen Abend in dem Garten Deines Vaters."

Er machte sich mit diesen Worten von ihr los und schritt nach der Thür; aber ebenso schnell war ihm Margarethe gefolgt.

„Keinen Aufschub, Georg," flehte sie, wiederholt an seine Knie sich klammernd, in unsäglicher Angst. „Ich bin Dein Weib, entehre mich nicht, erinnere Dich Deiner Betheuerungen, Deiner Eidschwüre! Verheimlicht habe ich bis jetzt unter tausend Schmerzen meinen Fehltritt vor der Welt; aber, Georg, wie soll mir das Unmögliche fernerhin möglich werden! Georg, herzallerliebster Georg, bringe Dein Weib nicht zur Verzweiflung!"

Aber Thränen, Flehen, Bitten, Drohungen, Verwünschungen — Alles prallte wirkungslos ab an der ehernen Brust des jungen Patriziers, der mit einem barschen: „es bleibt bei Dem, was ich gesagt!" den an der Thür befindlichen Eisenhammer ergriff und klopfte.

„Ich lasse Dich nicht," wehklagte Margarethe, „und soll ich Dir in das Haus Deines Vaters folgen, ich gehe nicht von dannen, bis Du mir versprichst . . ."

„Bringe mich nicht auf!" entgegnete, die Schläge gegen das Hausthor wiederholend, der Betrunkene.

„Ich Dich aufbringen? Ich, die ich nichts verlange, als meine Ehre!“

„Ich höre Tritte, Margarethe, entferne Dich!“

Aber ohne ihm zu antworten, umschlang das unglückliche Mädchen ihn nur noch fester.

„Entferne Dich sogleich!“ wiederholte der Patrizier, und als sie auch diesmal seinem Gebote keine Folge leistete, riß er sie mit roher Gewalt von sich los und schleuderte die Widerstrebende die steinernen Stufen hinab auf das schneebedeckte Straßenpflaster.

In demselben Augenblicke öffnete ein Diener das Hausthor und der treulose Ehrenräuber war verschwunden.

Fast zu gleicher Zeit schloß sich oben geräuschlos ein Fenster. Hatte Jemand die unheimliche mitternächtige Scene belauscht? Wird vielleicht ein Theilnehmender herniederschreiten und ein Wort des Trostes richten an die arme Gemißhandelte, die noch unbeweglich auf dem Pflaster liegt, ohne Leben, ohne Bewußtsein?

Es kam Niemand. Aber der scharfe Mitternachtswind war mitleidiger als die Menschen: indem er die schneeige Wange und den im Fall entblößten Nacken des Mädchens, dessen grenzenlose Liebe ein auf seinen Bürgeradel eingebildetes junges Ungeheuer mit einem Fußtritt abgelohnt, wiederholt mit seinen eisigen Lippen küßte, rief er sie — ein barmherziger Samariter — ins Leben zurück. Margarethe bewegte sich unter seinem stechenden Odem, sie tappte mit der Hand um sich, sie stand auf, aber offenbar noch ohne Besinnung. Sie sah scheu um sich, sie starrte die

Treppe, sie starrte das Pflaster, sie starrte die Einöde des Himmels über sich an, durch dessen erhabene Steppe die Geschwader furchtbarer Wolken hinjagten wie gespenstische Reiter. Dann legte sie die Hand auf die Stirn, als wolle sie sich auf Etwas besinnen, bis ihr endlich das volle Bewußtsein zurückkehrte. Und wie sie sich so allein und verlassen sah in der schaurigen Mitternacht, gemißhandelt, verhöhnt, zertreten in ihren heiligsten und gerechtesten Hoffnungen, da stieß sie einen Seufzer aus, der durch die Nacht flatterte wie der Schmerzlaut eines jungen, gequälten Vogels, einen Seufzer, der in einem langen schrillenden Tone offenbarte die Verzweiflung, deren Beute sie war, und die Qual des Verlustes, den sie erlitten. Dann schritt sie langsam die Straße hinunter, weiter und immer weiter . . .

III.

„Georg", sagte am andern Tage der Bürgermeister Augustin von Kohlo zu seinem Sohne, „ich werde Dich verheirathen."

„Sehr wohl", erwiederte der junge Mann, seinen braunen Schnurrbart zwischen den Fingern drehend und unbekümmert die Absätze seiner Schuhe gegeneinander schlagend, „sehr wohl, verheirathet mich, mein Vater; ich fange an, mich zu langweilen — eine Verlobung brächte doch einige Abwechselung in dieses verdammt einförmige Leben."

Der Bürgermeister rollte bei diesen leichtsinnigen Worten

seines Sohnes seine Stirn in gewitterdrohende Falten, was indeß Jenen nur noch mehr bewog, sich nach seiner Art gehen zu lassen und in ein tiefempfundenes Gähnen auszubrechen. Der Vater wollte zürnen; allein ein Blick auf den geliebten schönen Sohn entwaffnete ihn vollständig. Und gewiß war Georg nicht häßlicher geworden durch die Ausschweifungen der vergangenen Nacht, die in einer zarten, durchsichtigen Blässe auf seinen Wangen zurückgeblieben waren — und zeigten sich seine Augen heute weniger stralend als sonst, so blickten sie doch mit dem verführerischen Reiz, sorgloser Sinnlichkeit.

Des Vaters Gesicht erheiterte sich wieder, die Falten an seiner Stirn wichen auseinander.

„Georg", sprach er, „leichtsinniger Georg, man verheirathet sich nicht auf Wochen — der Bund, den Du schließen sollst, wird für das ganze Leben geschlossen . . ."

„Pah!" unterbrach ihn der ungezogene Sohn mit verächtlicher Miene. Es schien ihn sehr zu entrüsten, was er von seinem Vater vernahm.

„Deine Thorheiten müssen ein Ende nehmen", fuhr der Bürgermeister fort, „meiner Treu, mein Kind, ich muß dich verheirathen, ad primum kostet dein Junggesellenleben ein Heidengeld . . ."

„Wofür habt Ihr drei Rittergüter, mein Vater, wofür, wenn ich fragen darf."

„Ad secundum habe ich als Bürgermeister darauf zu achten, daß Sitte und Zucht nicht muthwillig bei Seite gesetzt werden. Georg, ich bin sehr nachsichtig gegen Dich

gewesen, vielleicht zu nachsichtig; doch unter uns, mein Sohn, mit aller Entschiedenheit: ich verbiete Dir, mich wieder solche Auftritte erleben zu lassen wie gestern. Verantworte Dich nicht, ich weiß Alles und werde bis zu Deiner Verlobung die Sache mit dem Mädchen selbst ins Reine bringen ... auf ein gut Stück Geld soll es mir dabei nicht ankommen, Du aber widmest Deine Aufmerksamkeit fortan nur Der, welche ich für Dich ausgewählt!"

„Und wer ist, mit Erlaubniß, die Reizende, welche Ihr mir bestimmt habt?" lachte Georg in der gewohnten unverschämten Weise, mit welcher er seinem nachsichtigen Vater gegenüber sich bewegte.

„Therese Heuner".

Zur Antwort schnalzte der leichtsinnige junge Mensch mit der Zunge — die von seinem Vater getroffene Wahl schien ihm außerordentlich zu behagen; seine blassen Wangen nahmen auf einen Augenblick eine höhere Färbung an, ein wollüstiger heißer Blick schoß wie ein feuriger Pfeil aus seinem sich plötzlich belebenden und alle Schleier von sich abwerfenden Auge.

„Eure Wahl, mein Vater, ist vortrefflich, ich gebe derselben meinen vollkommenen Beifall", sagte Georg, sich hin und her wiegend in der unverschämten Weise, welche jungen eitlen Menschen eigenthümlich zu sein pflegt. „Ich glaube nur, Therese wird Bedenken tragen..."

„Sprich deutlicher, Georg!" befahl der Bürgermeister, dessen Stirn sich wieder verfinsterte, seinem Sohne, der in

seiner Rede stockte. „Es ist Deine Meinung, Therese werde Einwendungen machen, warum?"

„Die Ursache liegt auf der Hand, mein Vater! Ihr wißt, die bösen Zungen in der Stadt reden mir viel Uebles nach. Mein Leumund ist — unter vier Augen gesagt — sehr schlecht. Diese blödsinnigen Handwerker hängen unausstehlich langweilig an Dem, was sie Ehrbarkeit und Tugend nennen, und ich bin ein wenig leichtsinnig ..."

„Leider!" seufzte der Vater.

„... Leichtsinnig, nun ja, aber kein Verbrecher", fuhr der Sohn fort, ohne sich stören zu lassen. „Weshalb haben mich alle Klatschschwestern der Stadt in ihrem Munde? Weil ich zuweilen Eurem Beispiele folge, mein Vater, und mit einem kleinen Rausche nach Hause komme — weil ich einiges Wohlgefallen am Geklapper der Würfel finde, wie Ihr, wie man sagt, in Eurer Jugend es daran gefunden habt — weil ich Euch mit zwei Enkeln beschenkt, wie Ihr in meinem Alter Euren Vater, das heißt meinen Großvater, wenn Ihr mir erlaubt, Euch Das zu bemerken, mit Enkeln erfreut habt".

Der Sohn schwieg, außerordentlich zufrieden mit sich und den Erinnerungen, die er im Gedächtniß seines Vaters wach gerufen. Dieser, an dergleichen Auftritte schon gewöhnt, sah den Sohn vorwurfsvoll an.

„Georg, bist Du am Ende?"

„Nein, mein Vater! Seht einmal, wegen der Kleinigkeiten, die ich da erwähnt, zausen mich die Handschuhmacher und alten Weiber der Stadt nach Möglichkeit herum. Als

ob der Wein nicht zum Trinken da wäre! Und warum hat man die Würfel erfunden, wenn nicht mit ihnen gespielt werden soll? Sodann die Frauen..."

Jetzt wurde es dem Vater doch zu arg. „Schweig, Ungerathener", rief er, „schweig auf der Stelle oder ich bestrafe Deine Schamlosigkeit, wie sie es verdient".

Der Sohn lächelte. „Mein Vater, verzeiht", sagte er, „ich will schweigen; doch erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß die Leute, welche über Euch und mich splitterrichten, Euch und mir sehr gleichgiltig sind — die Leute und ihr Geschwätz. Ich bin Euer Sohn in allen Stücken, und wenn ich auch nicht so zierlich tanze, wie Ihr in Eurer Jugend getanzt habt, und auch Eure Fertigkeit im Reiten, Schießen, Schwimmen und Lanzenbrechen noch nicht erreicht habe, so hoffe ich doch wenigstens bald eine Klinge zu führen, die ein wenig mit Eurer weitberühmten wetteifert."

Diese Schmeichelei, so plump sie war, entwaffnete den Zorn des Bürgermeisters vollständig. Er klopfte den Sohn freundlich auf die Schulter und mit einem: „Hm, hm, Du übertreibst!" verrieth er den günstigen Eindruck, den die Worte Georg's auf ihn gemacht hatten.

Beide trennten sich bald nachher. Der Sohn ließ sich einen Rappen, sein Lieblingspferd, vorführen und bestieg, nachdem er sich in einen glänzenden Anzug geworfen, das edle Thier, das mit ihm über das Pflaster tanzte. Alle Fenster flogen auf, als der junge Patrizier durch die Stadt ritt, viele junge Frauen seufzten, wenn er so rasch an ihnen

vorüberflog, manche Brust schlug schneller, manches Auge sah ihm mit tiefem Sinnen nach und fing an zu leuchten; aber auch manches rauhe Wort eines Handwerkers gab die Unlust des Bürgerstandes über die bekannten Ausschweifungen des ritterlichen Jünglings zu erkennen. Er wurde zu gleicher Zeit geliebt und verachtet.

Der Bürgermeister ließ sich in sein schönstes Wamms kleiden und schritt stolz über den Marktplatz hin nach dem Hause des reichen Kauf- und Rathsherrn Lorenz Heuner, in welches er eintrat und von dem Rathsherrn in einem prächtigen Gemache empfangen wurde. Das Gespräch, das die beiden Männer mit einander hatten, währte lange und als sie sich endlich trennten, hieß es im ganzen Hause, es sei etwas sehr Wichtiges zwischen ihnen verhandelt worden.

Und wirklich war etwas Wichtiges im wahren Sinne des Wortes verhandelt worden: das Lebensglück Theresens, Heuner's einziger Tochter.

„Therese", sagte einige Stunden nach jener Unterredung der Rathsherr zu seiner Tochter, „mache Dich auf ein großes Glück gefaßt! Der junge Georg Kohlo wirbt um Deine Hand, ich habe die Bedingungen mit seinem Vater bereits festgesetzt, wir sind einig geworden und es wird bald eine große, eine glänzende Hochzeit geben".

Der alte Rathsherr rieb sich vergnügt die Hände, denn die Vortheile der Verbindung standen ihm klar vor Augen. „Vermögen muß mit Vermögen in Verbindung kommen, die Kapitale wachsen mit einander wie Zwillingsschwestern, man

liebt sich dann inniger, die Liebe nimmt ordentlich mit den Goldhaufen zu, die sich im Geldkasten vermehren... nur immer Geld zu Geld!... das sind die besten Hochzeiten", so sprach er vor sich hin, ohne zu gewahren, wie Therese bei seinen Worten erbleicht war und jetzt vor ihm stand, der ihr das Leben gegeben, wie vor Einem, der im Begriff war, es ihr zu rauben. Erst ihr lautes Schluchzen weckte den Kaufherrn aus seinen Betrachtungen.

„Was weinst Du?" fragte er, sie erstaunt ansehend.

Therese vermochte nicht, ihm zu antworten: sie warf sich an seine Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf. Der gute Kaufherr, welcher dergleichen Auftritte durchaus nicht liebte, richtete, um damit schnell zu Ende zu kommen, ihren Kopf in die Höhe und küßte sie mit seinen schmalen Lippen auf die schöne weiße Stirn.

„Fasse Dich", sagte er, „wir werden später von der Angelegenheit reden. Bedenke aber stets, Therese, daß Du Dich von jetzt an als die Verlobte Georg Kohlo's zu betrachten hast. Ich habe seinem Vater mein Wort gegeben, und Du kennst mich zu gut, um Dir einbilden zu wollen, daß ich es jemals brechen könnte".

Er ging. Therese blieb regungslos wie eine Bildsäule stehen, endlich preßte sie die Hand an ihr heftig arbeitendes Herz und stieß einen Seufzer aus. Warum? Therese liebte Niemanden als ihren Vater, ihre Mutter hatte sie verloren — sie verstand auch nicht, die jungfräuliche, die Bedeutung Dessen, was sie über Georg gehört; aber ein

gewisser Instinkt ließ sie in der bevorstehenden Verbindung das größte Unglück ihres Lebens ahnen. Sie hoffte nichts, aber sie fürchtete Alles ...

IV.

Georg von Kohlo feierte heute seine Vermälung mit Therese Heuner, unter großer Pracht und mit einem Aufwande, wie er seit Menschengedenken nicht gesehen worden war in der alten Sechsstadt Zittau. Der alte Kohlo, dem die Einkünfte von drei herrlichen Rittergütern zu Gebote standen, und nicht minder der Kaufherr, der Vater der Braut, entfalteten dabei den vollen Glanz ihres unermeßlichen Reichthums.

Therese war zum Altar gegangen wie ein geschmücktes Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie war bleich bis zum Entsetzen, und vergebens verschwendete der schöne Georg an sie die Fülle seiner Artigkeit, ohne Erfolg bot er seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um ihr ein Lächeln abzugewinnen — eine Marmorbraut mit einer Stirn, die kalt war wie Eis, und mit einem Auge, in welchem kein Schmerz mehr lag, sondern eine erschreckende Gleichgiltigkeit, die stumme Ergebenheit eines gebrochenen Herzens, ging sie an seiner Seite, den Ehrenkranz der Myrte im künstlich geflochtenen Haar, umflossen von einem kostbaren weißen Kleide, echte Perlen um den schimmernden Hals. Perlen — sie bedeuten ja Thränen, und Therese hatte schon so viel geweint!

Die Jungfrau schauderte mit dem Instinkt einer Taube die vor dem noch verborgenen Raubvogel in ihrer Nähe zittert, vor dem ihr bestimmten Bräutigam zurück. Sie haßte ihn nicht, aber sie bebte in seiner Nähe, und es schien ihr, als nehme sie heute mit dem Abschiede von ihren Freundinnen und Gespielinnen zugleich Abschied von dem Leben, von allen Freuden des Lebens, von der Liebe selbst; sie hatte ihren Vater bisher geliebt, mit der ehrfurchtsvollen Liebe, die das dankbare kindliche Gemüth den Eltern widmet; doch jetzt — sie schauderte, wenn sie es dachte, sie zitterte, wenn der Gedanke über sie kam: ihr Vater hatte sie ja verkauft und mit ihr ihre Seele. Ihre Seele! Sie konnte ihren Vater nicht mehr lieben wie früher. Ach, und keine Mutter lebte ihr mehr, an deren treuer Brust sie hätte ihren Gram ausweinen, ihr volles Herz ausschütten können.

Therese hatte Niemand mehr als ihr Gebet und die Hoffnung — bald ihrer Mutter nachzufolgen ...

Jetzt war es Abend, das unauflösliche Band geschlossen. Heuner's Haus, wo die Hochzeit ausgerichtet wurde, war glänzend erleuchtet. Tausende von Wachskerzen, auf silbernen Leuchtern ruhend, scheuchten die Nacht zurück, ihren Schein vervielfachend in den hellen Geschirren aus eitel Silber und Gold — liebliche Musik ertönte, der beste Wein ergoß sich in Strömen nicht nur für die zum Feste Eingeladenen, sondern auch für die Volksmenge, welche das Haus umlagert hielt. Wer alle diese fröhlichen Menschen sah, diese lachenden Gesichter, diese luststralenden Augen, diese plaudernden, scherzenden, im Tanz oder an der fürstlich ausgestatteten

Tafel sich ergötzenden Paare, konnte kaum glauben, daß irgend eine Sorge, irgend ein Schmerz, irgend ein Kummer in diesen Räumen sich verberge.

Die angesehensten Personen der Stadt waren bei dem glänzenden Feste zugegen, unter ihnen der zweite Bürgermeister Nikolaus von Dornspach, der vom einfachen Schulmeister an der lateinischen Schule sich bis zum kaiserlichen geheimen Rath und Rentmeister der beiden Markgrafenthümer Ober- und Niederlausitz aufgeschwungen hatte.

Dieser erhob sich von seinem Platze an der Tafel und brachte in wohlgesetzten Worten den Trinkspruch auf das immerwährende Wohl des Brautpaares aus. Jubel und Beifall erscholl von allen Seiten, die Musik, freudig einstimmend, arbeitete aus aller Kraft ...

„Auf Euer Wohl, holde Therese!" flüsterte Georg, sich ebenfalls erhebend und seine schöne junge Frau auffordernd, ihm Bescheid zu thun und die Versammlung mit einem Blicke des Dankes zu erfreuen.

Therese, aus tiefem Sinnen erwachend, nahm rasch ihr Glas, es fiel eine Thräne, eine blutige Thräne hinein und vermischte sich mit der edlen Flut in dem kostbaren Krystallgefäß. Sie erhob sich, mit Georg anzuklingen; aber in demselben Augenblicke, in welchem ihre Gläser sich berührten, zerbrach ihr Glas mit einem schrillen Klang, der gleich einem kurzen Wehschrei durch den Jubel der Hochzeit tönte.

Das Fest wurde dadurch unterbrochen, man war bestürzt, man sah sich nachdenklich an, die Musik schwieg, selbst Georg verlor für einen Augenblick seine gewöhnliche Heiterkeit und

Dreistigkeit; doch im nächsten lächelte er wieder und lenkte geschickt das Ereigniß, über dessen unglückliche Vorbedeutung scherzend, auf eine Seite, wo es in einem ganz anderen Licht erschien.

Beifallgeschrei folgte seiner Rede, die Musik spielte ihre schönste Weise, die Paare ordneten sich zum Tanze, bald war oder schien der Zufall vergessen; nur in Theresens Brust flatterte noch ein leiser Wiederhall des zerspringenden Glases — sie fühlte es, ihr Herz war auch zersprungen, gesprungen mitten entzwei mit einem Weh, dem sie keinen Namen zu geben vermochte.

Etwa um dieselbe Zeit — es mochte Mitternacht sein — trat aus dem Hause des alten Adam Otto in Eckartsberg eine Frau, umhüllt von einem weiten Mantel unkenntlich durch ein dunkles Kopftuch, das unter dem Kinn durch einen Knoten zusammengeschürzt war.

Sie spähete, ehe sie das Haus verließ, vorsichtig umher, ob sie von Niemandem bemerkt werde, und nahm, als sie sich vollkommen unbeachtet glaubte, rasch ihren Weg nach einem nahe gelegenen Gehölz von Kiefern, wo sie sich anschickte eilfertig Etwas in die Erde zu vergraben.

Die Nacht war still und feierlich. Der Frühlingswind war auf den Aesten der Bäume eingeschlafen, nur einzelne Sterne wiegten sich wie brennende Blumen am Himmel. In der Nähe, in einem duftenden Birkenwäldchen, schluchzte eine späte Nachtigal und von dem wilden Kirschbaum am Eingange des Dorfes fiel zuweilen eine Blüte und schaukelte langsam auf den grünen Rasen unter dem Baume. Athmete

der ferne Wald zuweilen auf, so war es, als ob ein Gebet der Nachtgeister, der Blumen in der Waldeinsamkeit hinaufsteige zum Unsichtbaren, an dessen großem Vaterherzen schlummern die Welten und die Geschicke des Lebens.

Die Frau arbeitete mit der Hast eines Menschen, den jede Minute Versäumniß einem großen Unglück entgegenführen kann. Sie hatte eine Art Schaufel bei sich, die sie mit einer Schnelligkeit handhabte, die etwas Fürchterliches an sich hatte. Und dabei rannen ihr immer die hellen Thränen über das Gesicht und hinein in das kleine kalte Grab, das sie grub, und aus ihrem Herzen stiegen Seufzer, in denen eine Unendlichkeit von Jammer und Elend lag.

Als die Höhle in dem Boden tief genug war, legte die Frau Etwas hinein und schaufelte dann Erde darüber, trat diese mit dem Fuße fest und bedeckte den Ort mit Kiefernadeln. Es war kaum möglich zu erkennen, wo das Eisen der Frau den Boden durchwühlt und ein Geheimniß dem andern anvertraut hatte.

Jetzt war Alles vollendet, und die Frau wollte sich wieder entfernen, doch nein, sie bleibt stehen, sie kniet nieder auf dem Orte, wo ihre Hände den Boden aufgerissen haben, sie streckt ihre Arme zum ewigen Mysterium des Himmels hinauf und betet; aber es ist kein Gebet der Friedens und der Liebe: ihre Lippen zittern vor Wuth und Krampf, als sie betet, alle ihre Worte, all ihr ganzes Denken, Sinnen, Hoffen und Verlangen scheinen sich in einem Flehen zu vereinigen — in dem Flehen des zertretenen Wurmes um Rache auf Zeit und Ewigkeit und um die Strafe des Himmels

mit allen seinen Donnern und Höllenqualen in Vetretung der verspotteten, betrogenen und belogenen Liebe gegen Meineid und Treulosigkeit.

Es ging wie ein Schauder durch das Gehölz bei dem entsetzlichen Gebete der Frau, die alten Bäume schüttelten ihre greisen Wipfel, und der Wind, der auf ihnen geschlafen, wachte auf und flog seufzend weiter in den grünen, grünen Wald.

Noch ein Seufzer, noch eine Thräne, dann stand die Frau auf und ging dem Dorfe zu, vorsichtig, wie sie gekommen, und wieder geraden Weges in das Haus, das wir sie haben vor Kurzem verlassen sehen. Sie öffnete leise die Thür und trat auf den Fußspitzen in die Stube; doch nicht so geräuschlos, daß sie von Margarethe nicht bemerkt worden wäre, die in einer Ecke kauerte.

Die beiden Frauen wechselten zwei grauenhafte Blicke.

„Mutter, der Teufel hat mich verblendet ... Ihr habt's doch nicht eingescharrt ... es war ja noch lebendig ... gebt mir es wieder her ... ich hauche ihm Athem ein ...“

„Schweig' still, Unglückskind, der Vater oben in seiner Kammer könnte erwachen!“

„Ihr habt's also doch gethan?“

„Ja! die Nacht ist stumm und der grüne Wald erzählt keine Geschichten“.

Sie wollte die bleiche Tochter in ihre Arme schließen; aber die schöne Unglückliche wandte sich ab, kniete in einer Ecke nieder vor dem Bilde des Erlösers, zu welchem sie nicht wagte, ihr sündiges Auge zu erheben, und betete,

nicht wie ihre Mutter gebetet hatte, in der Verzweiflung brennenden Schmerzes, nein, wie eine liebende junge Frau betet für ihr armes, armes todtes Kind!

V.

Am 1. August des Jahres nach der Geburt des Heilands 1573 sah man die aus der Umgegend von Zittau nach der Stadt führenden Wege von zahlreichen ländlichen Fußgängern bedeckt, die mit unverkennbarer Hast und unter eifrigen Gesprächen fürbaß zogen. Die Einwohner von Eckartsberg waren unter ihnen am zahlreichsten vertreten; denn es gab dort heute wol Niemanden, der, wenn ihn nicht irgend ein Gebrest abhielt, versäumt hätte, nach Zittau sich auf den Weg zu machen. Es mußte etwas Ungewöhnliches sich ereignet haben, das eine so allgemeine Anziehungskraft ausübte, und, um es sogleich zu sagen, war es allerdings etwas sehr Ungewöhnliches und Anziehendes, besonders für das schöne Geschlecht, denn es handelte sich um eine Hinrichtung . . .

Auf einem Feldwege abseits gingen vier Frauen aus Eckartsberg, in denen wir sogleich jene Vier wieder erkennen, die wir haben am Eingange unserer Erzählung sich unterhalten hören.

„Sagt' ich's nicht", krähete die Eine, mit den Händen um sich fahrend und mit unverkennbar triumphirendem Blick ihrer katzengrünen Augen, „stille Wasser sind tief und

Hochmuth kommt vor den Fall. Wolltet mir's immer nicht glauben, und ich — ich habe doch meine Kennzeichen, untrügliche Kennzeichen, sag' ich Euch."

„Keine Frage", fiel die Zweite ein, „Ihr habt einen Blick, wie wenige, einen Blick wie ein Messer, wie eine Säge, einen Blick wie eine Axt, möcht' ich sagen". Und dabei sah sie der Ersten unverschämt lachend in die katzengrünen Augen. „Doch Eure Kennzeichen in Ehren, Gevatterin, sie trügen selten und bei der Grete sind sie sogar auf Tag und Stunde ausgegangen."

Und nun kam das Gespräch wieder auf Schöngretchen hinter dem Berge und auf ihre rosenrothen Nägel und ihre Perlenzähne und ihr Füßchen wie aus Elfenbein geschnitten und ihre Hand von Alabasterschimmer, was allerdings nicht ohne Absicht geschah; denn jede der vier Gevatterinnen hatte einen besonderen Grund, alle diese Schönheiten mit Nachdruck in das gebührende Licht zu setzen.

„Meine Hand ist freilich nicht von Alabasterschimmer", hüstelte mit widerwärtig hölzerner Stimme die Dritte; „aber ich habe auch keinem jungen Bürgermeisterssohne aus der Stadt Milch eingeschenkt und ihn dann zum Liebsten gehabt". Sie hatte Recht, die gute Frau: ihre Hand hatte die Farbe einer Mumie und war nebenbei von einer Größe und Plumpheit, die bei etwaigen Faustkämpfen ohne Widerrede gefährlicher werden mochte, als etwa ein Holzschlägel.

„Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß mich jemals ein Adelier verführt", schnatterte die Vierte, die Dorfhirtin, dazwischen, die mit gewaltigen Tritten unter ihrem ungeheuern

Fußgestell die Kiesel des Weges in Sand verwandelte; „ich habe aber auch kein Füßchen wie aus Elfenbein geschnitten . . . aus Elfenbein . . . was doch ein zierlicher Knöchel nicht Alles zu Wege bringen kann!“

„Und eine Reihe Perlenzähne!“ spottete die Erste, welche ihre ganz anständigen schwarzbraunen Hauer mit den Lippen zu bedecken bemüht war.

„Und rosenrothe Nägel nicht zu vergessen“, schnarrte die Zweite, während sie ihre eigenen sehr langen und nicht weniger sehr unsaubern Klauen betrachtete.

„Dafür sind wir aber auch ehrbar geblieben allezeit.“

„Und nicht in der Leute Mund gekommen.“

„Und haben auch kein Kind umgebracht.“

„Und werden auch anderen Leuten nicht zum Schauspiele dienen, während uns der Scharfrichter einige Fuß lebendig in die Erde eingräbt! Hu! lebendig. Mir läuft's eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke. Wie nur der Grete in diesem Augenblicke zu Muthe sein mag! Mir sollten sie kommen! Ich schlüge um mich mit Händen und Füßen, und ehe mich der Scharfrichter in seine Gewalt bekäme, hätte ich ihm vorerst das Gesicht zerkratzt und die Augen ausgerissen.“

Unter solchen anmuthigen Gesprächen zogen die vier Frauen aus Eckartsberg fürbaß, und nicht Eine von ihnen hatte ein Wort des Mitleids, eine Aeußerung des Bedauerns für eine arme gefallene Schwester.

Warum war auch diese gefallene Schwester so schön,

so sehr schön! Man hätte ihr verziehen, daß sie in augenblicklichem Wahnsinn ihr Kind ermordet; aber ihre unverwüstliche, selbst durch Gram, Jammer und Reue nicht zu zerstörende Schönheit war ein Verbrechen, das in keinem Fall auf Vergebung Anspruch machen durfte!

Und Schöngretchen selbst! —

Im alten Thurme in Zittau war ein besonderes Gefängniß für schwere Verbrecher, ein feuchtes Gewölbe, kalt wie der Tod, dem gewöhnlich diejenigen sehr bald verfielen, die einmal an diesem furchtbaren Orte der Abgeschiedenheit sich befanden. Von hoch oben, durch ein eisenvergittertes schmales Loch, das in dem Gemäuer saß wie ein schwarzes unheimliches Auge, fiel nur ein wenig Licht in den stillen grausenhaften Raum, nur ein bleicher Stral, nur, um es bezeichnender auszudrücken, ein erschrockener Schatten des Tages. Inmitten des Gemachs war eine dicke steinerne Säule, mit einem Eisenringe und einer Kette daran, einer schweren eisernen Kette, und die Kette schloß sich an den Fuß einer schönen bleichen jungen Frau, mit kalten theilnahmlosen Lippen das zarte warme Fleisch des Lebens küssend, und die schöne junge Frau war — Schöngretchen hinter dem Berge. —

Es mochte jetzt Vormittags acht Uhr sein.

Margarethe stand von der Steinbank am Fuße der Säule, wo sie gesessen, langsam auf und warf, während ihre Bewegung das Metall an ihren Füßen erklingen ließ, einen unbeschreiblichen Blick zu dem schmalen Streifen Licht hinauf, der oben an dem Fenster hing, zu dem kranken

Schimmer, der durch die Eisengardinen des Gefängnisses hindurch in die Nacht ihres Unglücks drang. Wie gesagt, es war ein unbeschreiblicher Blick, den sie emporschickte. Sie hoffte zwar nicht mehr, aber so lange das Herz schlägt, sträubt es sich gegen die Auflösung, und jener schmale kranke Streifen war doch nichts Anderes, als ein Gruß an sie, welchen ihr der Tag zusendete, an welchem sie sterben mußte. Die bleiche, rührend schöne Frau schauderte, dann aber faltete sie ihre kleinen weißen Händchen und betete. In diesem Augenblicke wurden die schweren Riegel von dem Gefängnisse entfernt, die Thüren geöffnet, und, den Frohn hinter sich zurücklassend, trat ein — der regierende Bürgermeister, der Vater Georg's.

Nicht ohne Rührung nahte sich der stolze Patrizier Derjenigen, welche nach dem heiligsten Rechte der Natur bestimmt gewesen war, seine Schwiegertochter zu werden.

„Margarethe," sprach er sanft, „der Beschluß des Rathes ist Dir bekannt, Dein Urtheil ist gesprochen, Du wirst lebendig begraben und ein Pfahl wird Dir durch's Herz gestoßen werden . . . ich möchte, aber ich kann Dich nicht retten; aber Eins liegt in meiner Macht: ich kann Dich schnell tödten lassen, hörst Du, schnell."

Schöngretchen stand vor dem Consul, die Hände über der Brust gekreuzt, das schöne Auge zu Boden geschlagen, eine schöne büßende Magdalena.

„Doch ich stelle Bedingungen," fuhr der Patrizier fort. „Du hast in den Verhören ausgesagt, mein Sohn Georg sei die Quelle Deines Unglücks. Margarethe, erkläre vor

Deinem letzten Gange, Du habest gelogen, Georg sei Dir fremd, rette die Ehre meines Hauses, und ich werde dem Scharfrichter Befehl geben, Dich in aller Schnelle abzufertigen! Bedenke wohl, daß es in meiner Macht liegt, Dich lange leiden zu lassen."

Margarethe stand unbeweglich wie eine Statue aus weißem Marmor.

„Du liebst Georg noch immer?"

„Ja!" hauchte die reizende Dulderin.

„Und ihm zu Liebe wirst Du erklären, es sei nicht sein Kind gewesen, das Du ermordet hast?"

Margarethe schwieg.

„Nicht?" wiederholte mit einem Blitz, der sich in seinem Auge entzündete, der Consul.

„Nein!" klang es von den Lippen der Verurtheilten, aber so leise, daß der Versucher es kaum vernehmen konnte. Das kurze Wort flatterte aus ihrem Munde mit dem Flüstern des rothen Blattes, das vom Baume fällt, wie ein müder Schmetterlig, der dem Kelche einer kranken Rose entschwebt.

Augustin von Kohlo machte einen kurzen Gang durch das Gefängniß, dann blieb er wieder vor dem armen Kinde stehen, das in seiner unbeweglichen Stellung verharrt war, und legte seine Hand auf eine iher wunderbar schön gebauten Schultern.

„Du hast einen Beichtvater verlangt."

„Ja, ich wünsche den Trost der Religion zu empfangen."

„Du sollst des geistlichen Beistands nicht entbehren. Es ist schwer, sterben zu müssen, und wenn man noch so jung ist, wie Du, stirbt sich's noch weit schwerer."

Schöngretchen antwortete nicht; aber dem Bürgermeister schien es, als ob ein unmerklicher Schauder die Glieder der jungen Frau durchriesele.

„Die Religion tröstet," sprach Augustin von Kohlo weiter, „und ich werde Dir einen Priester hierher schicken, welcher Dir die Absolution ertheilt; doch bleibt meine Bedingung die frühere: erkläre, daß mein Sohn Georg und das von Dir umgebrachte Kind nichts mit einander gemein haben!"

Doch Margarethe, ihr thränenfeuchtes Auge zum Himmel erhebend, erklärte nichts. „Niemals," flüsterte sie, „werde ich das thun, was Ihr von mir verlangt, niemals! Aber," und die schöne Mörderin warf sich vor dem Consul auf die Quadern nieder, „Barmherzigkeit! schickt mir einen Priester, der die Sünde von mir nehme! Barmherzigkeit um Jesu Christi und seiner heiligen Wunden willen!"

„Noch einmal: rette die Ehre meines Hauses!"

„Ich verstehe Euch nicht. Georg war, so wahr mir Gott helfe! mein Gatte, und wenn auch nicht der Segen der Kirche uns vereinigte, so vereinigte uns doch die Liebe!"

„Es ist zum Wahnsinnigwerden!" grollte der Bürgermeister. „Hexe, ich lasse Dich foltern, bis Du gestehst, daß Du gelogen!"

„Ich habe nur die Wahrheit gesprochen!"

„So fahre ohne Absolution zur Hölle, Starrsinnige!" schrie der Consul auf, und das zarte Geschöpf, das sich wieder erhoben, gegen die Steinbank schleudernd, entfernte er sich mit dröhnenden Schritten.

Einige Stunden darauf erklang das Armesünderglöckchen und verkündete mit seinen schrillen schmerzlichen Tönen den Anfang eines gräßlichen Schauspiels. Aus dem alten Thurme trat Schöngretchen, nur bekleidet mit einem weißen Todtenhemd, die Hände auf den Rücken gebunden, ein spottendes Kränzlein von Stroh auf dem Kopfe. Ihr aufgelöstes Haar rollte in vollen Fluten über die Schultern und das Kleid war so nothdürftig lang, daß man bei jedem ihrer Schritte ihre Füßchen gewahren konnte, diese zartgebauten Füßchen mit Knöcheln, die würdig waren, von einem Bildhauer in Marmor nachgebildet zu werden. Der Scharfrichter von Zittau folgte ihr, das ihm verfallene Opfer an dem Stricke, mit dem Gretchens Hände gefesselt waren, führend. Neben dem Scharfrichter gingen einige Freiknechte. Der traurige Zug wurde von einer Abtheilung Stadtknechte eröffnet und bewegte sich durch mehre Straßen bis an den zur Hinrichtung bestimmten Ort neben der Begräbnißkirche zu Unsrer lieben Frauen, wo bereits eine Grube, eine Art Grab sichtbar war.

Da stand jetzt das Opfer der Verführung und der Seelenstörung, in welcher sie ein unnatürliches Verbrechen begangen, an dem vor ihr sich aufthuenden Abgrunde des Todes, bleich, gefesselt, ohne Priester, verachtet, geschmäht von dem großen Haufen, verwünscht von den zahlreichen

Müttern, die anwesend waren, und noch mehr von allen häßlichen Frauen. Und Niemand war, an dessen Brust sie noch einmal ihr Haupt legen, von dessen Lippen sie hätte ein Wort des Trostes, der Verzeihung vernehmen können.

Doch nein, so tief sollte sie den Becher des Jammers nicht leeren, die Reihen in ihrer Nähe theilten sich, die Masse wich auseinander, ein alter Bauer wankte, sich auf einen Stab stützend, aus dem zerspellten Haufen, und gerade auf die Verurtheilte losschreitend schloß der Vater Schöngretchens seine Tochter in die Arme. —

„Mein Kind, mein armes Kind," jammerte der Alte, „es bricht mir das Herz, aber ich muß Dich noch einmal in meine Arme schließen."

„Mein Vater, ach, mein theurer Vater, Ihr seid es, o wie danke ich Gott, daß er mir diese Gnade sendet! Das hartherzige Gericht verweigert mir den Trost und den Beistand eines Priesters; doch Ihr kommt, mein Vater, Ihr gebt mir Euren Segen, und ich werde mit dem Bewußtsein sterben, die Verzeihung meines Vaters empfangen zu haben."

Diese Worte wurden nicht gesprochen, sie wurden geschluchzt, oft unterbrochen von den heftigsten Zuckungen tiefinnersten Schmerzes. Der Alte drückte seine Tochter heftiger an sich.

„Es ist wahr, Du mußt sterben," sagte er, „aber fürchte nichts, ich werde bei Dir bleiben, bis es vorüber ist, und Dir dann zu Gott nachfolgen. Du hast gesündigt,

mein armes Kind, aber Gott verzeiht, er ist allbarmherzig, nur die Menschen sind grausam.“

Ein paar Worte noch flüsterten sie zusammen, dann legte der Vater seine zitternde Hand auf das Haupt seiner Tochter, nachdem er den Strohkranz aus dem Haar derselben gelöst und in das offene Grab geschleudert hatte, gab er ihr seinen Segen und zerdrückte die letzte Thräne in seinen trüben Augen.

Gretchen war niedergekniet, als sie den Segen ihres Vaters empfing. Jetzt stand sie wieder auf, ihr Angesicht leuchtete, der Balsam des Segenswortes hatte tausend Wunden ihres Herzens auf einmal geheilt . . . ihr Blick fiel auf den Scharfrichter . . . er verstand sie und . . . zitterte . . .

Warum zitterte der Scherge des Gerichts?

Es steht eine Wunderblume in einem Garten, in kranker, aber unendlich rührender Farbenpracht, und Du sollst sie niederschlagen. Ein schimmernder majestätischer Schmetterling wiegt sich vor dir auf dem Kelch einer Blume, und Du sollst ihn tödten. Ein Stück Morgenschein fällt vom Himmel und Du sollst es vernichten. Es blicken Dich zwei Augen an, aus deren paradiesischer Tiefe alle Wunder der Liebe im vollen magnetischen Strome auf Dich eindringen, und Du mußt sie blenden.

Darum erbebte der Henker . . .

Und wieder ertönte das Armesünderglöckchen. Um diese Zeit sah man den Vorhang eines Fensters in einem dem Richtplatze gegenüberstehenden Hause bei Seite schieben, ein bleiches, gräßlich verstörtes Antlitz wurde sichtbar und eine

weiße Stirn, an welcher kalte Perlen standen, ein furchtbares Geschmeide, und ein paar Augen, die mit qualvoller Erwartung nach dem offenen Grabe stierten und nach dem armen Kinde im weißen Büßerhemd mit schwarzen Schleifen am Halse, an der Brust und an den Aermeln, und nach dem alten Vater der Verurtheilten, und nach dem Scharfrichter, der in magnetischer Berauschung sich die Hände vor die Augen hielt, aber auch nach dem Stadtschreiber, der jetzt das Zeichen zum Anfange der Hinrichtung gab. Das Urtheil war der Mörderin schon vorgelesen, es blieb also noch wenig, aber das Schrecklichste, das Furchtbarste übrig. Noch einmal winkt der Stadtschreiber . . . der Henker schwankt besinnungslos vorwärts, aber es wird ihm unmöglich, sein Opfer zu fassen. Die Taube blickt den Habicht, der sie zerfleischen will, mit ihren unschuldigen Augen an, daß er in Verwirrung geräth. Verwunderungsvolles Murmeln läuft durch die Menge, „die Hexe verzaubert den Scharfrichter,“ heißt es, und das Menschenmeer fängt an in bewegungsvollen Wellen auf- und niederzuschwanken. Noch einmal rafft der Scharfrichter sich zusammen und seine Augen wegwendend geht er auf die junge Frau los. Diesmal faßt er sie wirklich und stößt sie mit einem kräftigen Ruck in das offene Grab, das er seine Knechte hat für sie auswerfen lassen. Einige Minuten noch, und es ist geschehen, Aus dem Grabe, in welchem Margarethe unter der Erde erstickt, welche unaufhörlich die Freiknechte auf die Gefesselte schaufeln, die sich nicht bewegen kann . . . aus diesem Grabe ragt ein Pfahl, dessen Spitze unten gerade auf dem

Herzen der Erstickenden aufsitzt, jeden Augenblick bereit, in das noch zuckende, warme Fleisch einzudringen. Das verstörte Antlitz am Fenster des dem Richtplatz gegenüber stehenden Hauses verzerrte sich zur Fratze und ein gräßlicher Schrei bricht aus den Lippen, als jetzt der Scharfrichter eine schwere hölzerne Keule ergreift und unter einem Brüllen, gleich dem eines wilden Thieres, drei schwere Schläge auf den Pfahl thut, der sich sogleich einsenkt. Da verschwindet die weiße Stirn am Fenster, und man hört einen schweren Fall. Es ist Georg von Kohlo, der zu Boden sinkt, während unten der junge Scharfrichter ebenfalls ohnmächtig zusammenbricht.

* * *

So starb Schöngretchen hinter dem Berge an einem Holze im Herzen, wie in ihrer Kindheit die Zigeunerin es ihr gewahrsagt hatte. Ihre Mutter wurde, weil sie „nach erst hinterher entdecktem Infanticidium nicht hat Angeberin ihres leiblichen Kindes sein wollen," des Zittauschen Gebiets verwiesen. Die Perle, die einst in ihrem Schoose geschlummert, war zertreten. — Die Unglückliche aus dem Gefängnisse entlassen, nahm ihren Weg nach Böhmen, und man hat nie mehr von ihr gehört. Des stärkern Vaters Herz hielt die drei Schläge aus, mit welchen der Scherge des Gesetzes den spitzen Pfahl in das Herz seiner Tochter trieb . . . er betete noch ein Vaterunser an dem schrecklichen Grabe, aus welchem statt des Kreuzes ein Baumstamm

ragte. „Gott sei Deiner Seele gnädig, mein gutes Gretchen!" sprach er noch, dann ging er mit gesenktem Haupte von dannen. Am anderen Morgen fanden sie ihn todt unter einem Baume. —

Vierzehn Tage später begrub Georg von Kohlo seine jungfräuliche Gattin. Als der Sarg in der Tiefe der Gruft verschwand, war es dem Sünder, als ob aus dem Geräusche der Schollen, die auf den Sarg fielen, ihm die ersten Donner des ewigen Gerichts entgegenbrüllten. Er wollte sterben, und hatte nicht den Muth, sich zu tödten; denn er schauderte, wenn er des Rächers gedachte. So in Reue, Furcht, Angst, Verzweiflung und Todesqual verkrankte er noch einundzwanzig Jahre, bis Gottes strafende Ruthe sich in den Hauch des Todes verwandelte, der ihn von der Qual des Lebens befreite. Er starb am 18. Oktober 1594, wie die Chroniken melden, „an der Abzehrung, und nicht ohne innere Rührung des Gewissens." Sein ältester Bruder Augustin wurde im Jahre 1579 in einem Zweikampfe erstochen, in welchen er wegen seines Bruders schmählichen Verraths an Schöngretchen hinter dem Berge bei einem fröhlichen Gelage mit Gotsch von Gersdorf verwickelt worden war. Ein anderer Verwandter, den die Annalen Peter von Kohlo nennen, wurde 1612 wegen Mordes, drei Tage nach der That, enthauptet.

Für die Stadt hatte der durch nichts gerechtfertigte grausame Urtelsspruch mancherlei Nachtheile, indem er dem Rathe nicht allein die Ungnade des Kaisers Maximilian II., sondern auch auf einige Zeit den Verlust der Obergerichts-

barkeit zuzog. Die Ober= und Blutgerichte konnten erst um das Jahr 1580 wieder zurückgekauft werden. Das Mißfallen des Kaisers war dadurch erhöht worden, daß der Bürgermeister von Kohlo, der als Großvater des ermordeten Kindes gleichsam mitbetheiligt war, jenem von Dornspach gestellten Urtel nicht entgegengetreten war.

Drei Jahrhunderte fast sind vorübergegangen, seit die Perle von Eckartsberg, die Rose des Zittauer Gebiets, dem Scharfrichter verfiel; aber noch heute spricht man in dortiger Gegend von Schöngretchen hinter dem Berge und von ihren rosenrothen Nägeln und ihrer Hand von Alabasterschimmer und ihrem Füßchen wie aus Elfenbein geschnitten, und noch heute wird manches Auge naß bei der Erinnerung an die lebendig Begrabene, deren Herz, nachdem es schon tausendfacher Jammer zerfleischt hatte, zerschnitten wurde von der Spitze eines hineingetriebenen hölzernen Pfahles.

Cousine Clara.

I.

Es war an einem Sommer-Spätnachmittage. Ein Gewitter stand am Himmel, ein anderes an der Stirn des Cantors Fürchtegott Sense in Aehrenhausen, einem Dorfe, dessen Namen der sehr gelehrte Diakonus an dasiger Dreifaltigkeitskirche, Herr Otfried Stibelius, von dem bekannten altclassischen Citherspieler Arion herzuleiten beliebte, obwol er anderseits auch nicht ganz in Abrede zu stellen geneigt war, daß er möglicher Weise auch vom teutonischen „Aehre" oder von dem chevaleresk ausgesprochenen „Ehre" seinen Ursprung haben könne.

Der alte Cantor saß unter der schattigen Linde vor seiner Amtswohnung und blies nachdenklich den Rauch eines edlen Krautes in kleinen blauen Ringen vor sich hin. Ein Buch lag aufgeschlagen an seiner Seite, ein willkommenes Spielzeug für eine kohlschwarze Katze, die mit ihren weichen Sammetpfoten über die von einem sanften Luftzug geblähten, leise rauschenden Blätter fuhr.

Der Meister von Schule und Orgel hatte lesen, hatte nach des Tages Last und Hitze sich zerstreuen wollen; allein statt dessen stieg das Gewitter an seiner Stirn auf, und schließlich ging ihm sogar die Pfeife aus, was ihm am Todestage seiner seligen Frau zum ersten Male — und seitdem nicht wieder — passirt war, und ihn veranlaßte, ingrimmig mit dem rechten Fuße gegen die Erde zu stampfen. Ja, er würde auch den linken Fuß in Mitleidenschaft gezogen haben, wäre ihm dies in Rücksicht auf einen alten unheilbaren Rheumatismus nicht allzu bedenklich erschienen.

„Beim Sokrates, die Sache muß ein Ende nehmen, und Clara sich erklären, welchem der Herren Vettern sie den Vorzug giebt, oder ich bin ein Mann des Todes," stöhnte er, immer ärgerlicher werdend. „Ich halt's nimmer aus, meine Tochter muß mir versprechen, einen von ihnen binnen Monatsfrist zu heirathen, oder sie bringt ihren alten Vater in die Grube. Auf der Stelle will ich mit ihr reden und ihr Gewissen rühren."

Weithin ließ, seine Tochter rufend, der Cantor seinen mächtigen, heut' ausnahmsweise etwas belegten Bierbaß ertönen, in dessen zitternden Donner die ferne Wetterwolke mit hohlem Gemurmel einstimmte. Aber es zeigte sich nichts, was einem weiblichen Wesen ähnlich gewesen wäre. Dagegen bewegte sich nach einiger Zeit vom Garten her ein junger verwachsener Mensch, den der gutmüthige Cantor zu sich genommen hatte, um ihn zum Schulmeister auszubilden.

Da er ein vorzüglicher Rechner war, hatte man ihn Adam Riese genannt.

„Hast Du Clara gesehen? Wo ist meine Tochter?“ fragte der Cantor den Herankommenden, der seine Schritte pflichtschuldigst beschleunigte.

„Fräulein Clara war bis vor einer Stunde im Garten,“ referirte Adam Riese, und seine Augen glänzten eigenthümlich. „Dann sah ich sie durch die kleine Thür nach dem Wäldchen gehen.“

Das Wäldchen war ein, in unmittelbarer Nähe des Dorfes befindlicher reizender Park, welcher der Gutsherrschaft, gegenwärtig Freifrau von Simsonska, einer geborenen Meyer, gehörte. Ihr Vater hatte früher mit wohlriechenden Seifen gehandelt und war später Armeelieferant gewesen, was seinen Töchtern Gelegenheit verschaffte, sich gut an den Mann und sogar in den höhern Adel zu bringen.

„Unsterblicher Adam Riese,“ sprach, durch seinen Monolog einigermaßen erleichtert, schon freundlicher der Schulmonarch zu dem Verwachsenen, „ich habe mit meiner Tochter zu reden, lauf' ihr nach und sage ihr, daß ich sie hier erwarte.“

Der junge Mensch sprang eilig von dannen, den Befehl seines hochverehrten Meisters zu vollziehen. Der Cantor aber, an dessen Stirn sich schon ein Geschiebe Wolken weniger zeigte, setzte alsbald sein Pfeifchen wieder in Brand und nahm, seine Tochter erwartend, seine unterbrochene Lectüre wieder auf.

II.

Clara war die jüngste von vier Töchtern, mit welchen der Himmel die Sense'sche Ehe gesegnet. Ihre Mutter war vor einigen Jahren nach einem Kindtaufschmause, wobei es unter Anderem ihr Lieblingsgericht: Stockfisch mit jungen Erbsen, gab, an einer Indigestion selig verschieden. Die Wirthschaft führte seitdem die jüngste Cantorstochter, denn ihre drei älteren Schwestern waren bereits in den Hafen der Ehe eingelaufen: die erste an der Hand eines braven Fleischermeisters, der einige hundert Pfund wog; die zweite am Arm eines Steuerbeamten, der früher als Unteroffizier in den unruhigen Jahren einen Major gerettet hatte und deshalb eine Medaille im Knopfloch, trug; die dritte auf dem Schifflein eines ehrsamen Webers, der nebenbei mit Kaffeesurrogaten, Victualien, Pathenbriefen, herrenhuter Pfeffermünzküchel, berliner Salz, Canarienvögeln und weißen Mäusen handelte.

So war dem alten Witwer Sense nur noch sein jüngstes Kind, die hübsche, sittsame und häusliche Clara verblieben, und er hatte seine Herzensfreude an ihr gehabt bis zur Zeit, als es drei Verwandten zugleich einfiel, ihr Auge auf „Cousine Clara" zu richten.

Der Hervorragendste unter diesen drei Freiern war der schon Eingangs gedachte sehr gelehrte Diakonus Herr Otfried Stibelius, der, einer weitverzweigten sächsischen, besonders durch die Städte Groitzsch und Pegau vertretenen Schuhmacherfamilie entsprossen, eigentlich schlechtweg Stiefel

hieß. Er war Verfasser eines in zweihundert Exemplaren verbreiteten ausführlichen „Aehrenhausischen Orts-Chronikon," das in der gelehrten Republik s. Z. deshalb einiges Aufsehen erregte, weil es mit Erschaffung der Welt beginnt und mit der Anstellung des Herrn Candidaten Stibelius als Diakonus in Aehrenhausen schließt. Er erfreute sich des behäbigen Aeußern eines holländischen Käsekrämers, litt aber seit Jahren, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, an einem habituellen Uebel, dessen er selbst mit Hilfe der Strahl'schen Pillen nicht Herr werden konnte. Sonst stand er in allgemeiner Achtung, war beim Cultusmister gut angeschrieben und hatte die erfreuliche Aussicht, eine alte Tante zu beerben.

Der zweite Bewerber, der, wie er sich ausdrückte, „vor sein Leben gern" die Cousine heimgeführt hätte, fristete sein Leben in bescheidenern, aber immerhin noch sehr respectabeln Verhältnissen. Herr Polykarp Mager war zwar nur zweiter Lehrer, mit welcher Stellung sein ominöser Name vortrefflich harmonirte, stand jedoch an der Spitze des Männergesangvereins, der Sonntagsschule, des Turnvereins, der literarischen Societät und saß im Vorstande der Casinogesellschaft, die allmonatlich im „rothen Löwen" ein „Vergnügen" abhielt; er blies Waldhorn und Fagott, beim Gottesdienste die Tenorposaune, häkelte in Mußestunden Geldbörsen und Kindermützchen, sprach etwas Französisch und hatte in seinen Seminaristenjahren einmal Schauspieler werden wollen. Er war der Bescheidenste der Anbeter und sprach in Gegenwart des Herrn

Stibelius niemals ein Wort mit seiner angebeteten Cousine.

Desto ungestümer bezeigte sich der dritte Bewerber, der Sohn des Försters, ein hochaufgeschossener salatgrünpikeschiger Nimrod mit wild rollenden Augen, und einem gefährlichen Hirschfänger an der Seite, der seinen beiden Collegen in amore immer absonderliches Grausen einflößte, namentlich der Geistlichkeit. Obwol barsch und unbeholfen in seinen Manieren, war er nichtsdestoweniger eine seelensgute Haut, namentlich wenn er im „Löwen" eine kleine alkoholische Studie gemacht. Davon abgesehen leistete er Großartiges im Abrichten von Hunden, Eichhörnchen und Meerschweinchen, auch stopfte er Vögel aus und zog Blindschleichen- und Otternbälge über Spazierstöcke.

Sämmtliche sehr ehrenwerthe Bewerber waren mit der schon im Mittelalter und bis in die dreißiger Jahre auch in Polen blühenden Familie Sense weitläufig verwandt und vindicirten sich daraus das Recht, das Ziel ihrer Wünsche mit „Cousine" anzureden. Da sie einen Tag wie den andern in der Cantorei einsprachen, wußte sich Clara vor lauter „Cousine" nicht zu retten und wurde bald von allen Hausgenossen auch nicht anders genannt, scherzweise sogar von ihrem gestrengen Herrn Vater. Nur Adam Riese wechselte hierin zuweilen mit einem demuthsvollen „Fräulein" ab.

Je energischer indeß die drei Vettern ihre Bewerbungen betrieben, desto weniger entsprach der Erfolg ihren Bemühungen. Auch hatten sie, um es sogleich zu sagen, nicht die

geringste Aussicht, jemals ans Ziel zu gelangen, denn Clärchens Herz war bereits belegt wie ein Studentenplatz im Leipziger Stadttheater, und „nicht mehr in Aehrenhausen, sondern in der Residenz,“ allwohin ihr ehemaliger Spielgenosse und Complice bei Ausübung vieler lustigen Streiche, der jetzt wohlehrsame, aus Aehrenhausen gebürtige Candidat der Philologie, Herr M. Ferdinand Lenz, nach Vollendung seiner akademischen Studien und kurzem Aufenthalte in seiner Heimat sich begeben, um dort entweder an einer höhern Lehranstalt oder sonst eine Anstellung zu erlangen. Er, ebenfalls der großen Sense'schen Familie verwandt, und Cousine Clara waren eigentlich Liebesleute von Kindsgebein an; denn eine tiefe Zuneigung hatte schon früh ihre Herzen verbunden. Die Liebe kam später, sie wußten selbst nicht wie, und der Liebe folgte, als der junge Lenz Student war, einmal während der Ferien das gegenseitige Geständniß, und dem Geständniß bei Gelegenheit seiner letzten Anwesenheit in Aehrenhausen die Versicherung, er wolle Cousine Clara, wofern ihm das Glück in der Residenz nur einigermaßen günstig, mit heimführen als sein ehelich Gemal, und wenn die gesammte Vetterschaft darüber aus der Haut fahren sollte. Doch wußte um solche Liebe — wahre Liebe ist einmal stumm — Niemand, außer den Betheiligten, ein Sterbenswörtchen, nicht einmal Papa Sense, dessen Einwilligung, wenn nur erst Amt und Brod vorhanden, im Sturmschritt erobert werden sollte.

Inzwischen setzten die unkundigen Aehrenhäusler ihre

Angriffe auf die von ihnen belagerte, wie es schien, uneinnehmbare Festung mit beispielloser Hartnäckigkeit fort, wogegen der Cantor nichts einzuwenden gehabt haben würde, hätte nur die langanhaltende Occupation ihn nicht gänzlich seiner Freistunden beraubt. So aber, alle Tage von seinen heirathslustigen Verwandten überlaufen, blieb ihm weder Zeit, ein Buch oder die Zeitung zu lesen, noch an den „rothen Löwen" zu denken, geschweige an einen weitern Ausflug, was ihn schließlich so verstimmte, daß er, wie wir gesehen, ernstlich daran dachte, den Frieden in seinem Hause um jeden Preis wieder herzustellen.

Am Saume des der Freifrau von Simsonska gehörigen Parkes saß, von dem dunkeln Gebüsch überschattet, Cousine Clara, eine blühende stattliche Jungfrau, als Adam Riese athemlos herbeikeuchte und sich des ihm von ihrem Vater gewordenen Auftrages entledigte. Clara dankte dem Verwachsenen und eilte, den Rückweg nach dem Dorfe anzutreten, um so mehr, als das Gewitter rasch näher kam. Eine Blume, die eben noch auf ihrem Schoose geruht, fiel bei ihrem Aufstehen zu Boden und wurde im nächsten Augenblicke ein Raub des bleichen Deformirten, der, als er sich allein sah, sie mit gieriger Hast an seine Lippen drückte. Der junge Mensch war in leidenschaftlicher Aufregung. Plötzlich aber sanken seine Arme kraftlos nieder, seine Hand ließ die von seinen Küssen versengte Blume fallen, sein glänzendes schwärmerisches Auge umflorte sich, er weinte . . . schluchzte . . . Was war ihm widerfahren?

Mittlerweile hing Clara schon am Halse ihres Vaters, dessen Stirn unter ihren Liebkosungen ihren alten heitern Himmel fast ganz wieder erhielt, und forschte nach seinen Wünschen. Dies bot dem alten Schulmanne willkommene Gelegenheit, sein übervolles Herz auszuschütten und seiner Tochter anheim zu geben, entweder binnen vierzehn Tagen einem der drei Vettern ihre Hand zu reichen oder zu gewärtigen, daß er des blassen Todes versterbe.

„Ich ertrag's wahrhaftig nicht länger", wehklagte er mit rührender Stimme, „ich komme nicht mehr zur Besinnung, habe keinen Augenblick für mich, für meine Erholung. Kaum sind die Stunden geschlossen und ich will in Ruhe mein Pfeifchen schmauchen oder in den „rothen Löwen" gehen, die Zeitungen zu lesen, da pocht es Herein! Vetter Nummer Eins macht mir einen Besuch, mir? — Ha, ha! Wer lacht da? Ich glaube, ich war es selber. Er nimmt Platz, aber noch ist sein Stuhl nicht warm geworden, da pocht es wieder. Vetter Nummer Zwei erscheint, fragt nach meinem Befinden und sieht seinen Nebenbuhler grimmig von der Seite an. Das Gespräch schleicht vorwärts wie ein lahmer Gaul, die beiden Vettern langweilen sich und mich. Ich schlage des schönen Wetters halber einen Spaziergang nach der Jagdschenke vor, da pocht es richtig noch einmal, und der dritte Vetter macht es sich zum Vergnügen, noch ein Augenblickchen bei mir einzutreten. Ein Augenblickchen von — zwei Stunden! Clara, ich beschwöre Dich, mache den Leiden Deines armen Vaters ein Ende — ich alter Mann will meine Ruhe haben

— kannst Du mich umbringen? Willst Du mich ermorden helfen?"

Der Geängsteten, in die Enge Getriebenen wurde zum Glück für dies Mal die Antwort durch einen herabprasselnden Regen erspart, welcher Vater und Tochter zwang, im Hause Schutz zu suchen. Auch konnte für diesen Abend das angeregte Thema nicht weiter variirt werden, da der inzwischen durch die Hinterthür in die Cantorei getretene Verfasser des „ausführlichen ährenhausischen Orts-Chronikon" sich die Erlaubniß ausbat, den Verlauf des Gewitters in der Behausung seines lieben Vetters abwarten zu dürfen, und richtig bis gegen Elf blieb, wo dann endlich der Gottesgelehrsamkeit Gelegenheit gegeben war, sich zu entfernen, ohne bis auf die Haut naß zu werden. Vater Sense schäumte vor Wuth und sprach von Selbstmord.

III.

„Das Wandern ist des Müllers Lust", aber auch ein Magister der Philologie, namentlich ein neubackener, fühlt sich in glücklicher, erhobener Stimmung, wenn er nach zugeklapptem Cicero, den Horaz in der Tasche, ein Stückchen Welt durchstreift — ein literarischer Handwerksbursch!

Solch ein fröhlicher Wanderer war der junge Magister Lenz aus Aehrenhausen, als er, ein bescheidenes Ränzel auf dem Rücken, einen Ziegenhainer — eine Reliquie der von ihm keineswegs duckmäuserig verlebten Studentenzeit — in

der Hand, zu Fuß sich auf dem Wege nach der entfernten Residenz befand. Elastischen Schrittes eilte er vorwärts, für Jeden, der ihm begegnete, ein angenehmer Anblick; denn Magister Lenz war nicht etwa ein lahmer, strupphaariger, bleichwangiger Stubenhocker, der mit seiner physischen Verkommenheit kokettirt und sie zur Legitimation seiner Weisheit und Gelehrsamkeit machen möchte, sondern ein blühender junger Mann, schlank wie die Tanne des Berges, das kühn geschnittene Gesicht umwallt von dunkelbraunen Locken, mit einem unumwölkten Auge voll Lebenslust. In seinem ganzen Wesen sprachen sich Bildung, Kraft, Redlichkeit, sittliche Reinheit aus — Eigenschaften, die noch überall geschätzt werden. Dabei war er weder von sich eingenommen, noch stöberte er misanthropisch in Menschheit und Natur nur nach Schnitzern und Sprachfehlern herum.

Treu von Clara's liebendem Bilde begleitet langte der Magister in der Residenz an und schritt dem ersten besten Gasthofe zu, dessen Aeußeres seiner eben nicht glänzend ausgestatteten Börse die wohlwollende Versicherung zu ertheilen schien, sie möglichst bescheiden in Anspruch nehmen zu wollen.

Der Besitzer der „blauen Zuckerdose", ein corpulenter runder Fünfziger mit einem Karpfengesicht und zweifelhaft blondem Backenbarte, musterte den Philologen bei dessen Eintritt mit schnellem prüfenden Blick, der vorzugsweise dem Ränzel des Reisenden zu gelten schien, verbeugte sich jedoch sehr höflich und erkundigte sich nach den werthen Befehlen seines geehrten Gastes. Der Magister verlangte ein

Zimmer, worauf die Zuckerdose einen Kellner citirte und „dem Herrn" Nr. 26 anzuweisen befahl. Die Nummer dieses Zimmers schien dem flinken spindelbeinigen Kellner, der große Aehnlichkeit mit einer ausgetrockneten Spitzmaus hatte, merkwürdiger Weise sogleich die gravitätische Langsamkeit eines Fiakergaules mitzutheilen und mit sichtlichem Widerwillen erklomm er mit dem Philologen vier Treppen, um demselben eine kleine Kammer, die nach dem Hofe ging, als sein Logis zu bezeichnen

„Und dieses Loch nennen Sie ein Logis?" bemerkte mit scharfer Betonung der Magister.

Kellner Spitzmaus starrte den Reisenden verwundert an; denn es überstieg wahrscheinlich den Horizont seines Denkvermögens, daß ein Fußwanderer mit einem Ränzel ein besseres Zimmer beanspruchen könne und sich noch obendrein impertinente Fragen gegen ihn erlauben dürfe.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung", parlirte er im allergewöhnlichsten Bedientendeutsch, ironisch mit dem Felleisen, das er dem Reisenden abgenommen, spielend, „belieben sich der Herr nur erst an die erfrischende Dunkelheit dieses Zimmers zu gewöhnen, und Sie werden finden, daß es sich darin weit angenehmer wohnt, als vorn heraus, wo man sich vor Staub und Sonnenschein nicht lassen kann."

Ein derber Studentenfluch schwebte dem jungen Gelehrten auf den Lippen, aber ein Blick auf die Jammerfigur des Kellners, der wahrlich nicht nach dem Bilde Gottes geschaffen war, ließ das „Donnerwetter" schnell in ein homerisches

Gelächter übergehen, das nur allgemach in den Befehl sich verwandelte, Trink- und Waschwasser herbeizuschaffen.

Der Philolog richtete sich in seiner neuen Behausung ein, so gut es gehen wollte, und begann, nachdem er einen Tag dazu benutzt, sich auszuruhen und an Cousine Clara zu schreiben, am nächsten die Residenz nach allen Richtungen zu durchkreuzen, um dem Zwecke seines Hierseins möglichst schnell näher zu kommen. Aber wo er auch anpochte, nirgend öffnete sich die ersehnte Thür, nirgend war eine Vacanz. Schlechte Aussichten für eine demnächstige Vermälung! Doch ließ sich der junge Magister nicht so leicht entmuthigen. Da bei den gelehrten Instituten anzukommen vor der Hand keine Gelegenheit sich bot, fragte er bei den gewöhnlichen Schulen an; er zertheilte die Stadt wie ein Runkelrübenfeld in verschiedene Beete, die er eins nach dem andern abackerte, fragte in allen Bureaux nach und bezahlte selbst theure Insertionsgebühren für Annoncen . . . wieder umsonst! Das Schicksal hatte sich gegen ihn verschworen, überall kam er zu spät oder zu früh und seine Börse zeigte eine bedenkliche Ebbe.

Was war zu thun? Nichts als mit blutendem Herzen die Hochzeit auf unbestimmte Zeit zu vertagen und in das Fach der, dem Cölibat verfallenen Hauslehrer überzugehen. Durch Vermittelung eines Bureau gelangte er in den Besitz der nöthigen Adressen, von denen ihm die des Grafen Wolfmaul-Ritzelhammer, eines Schwagers der Freifrau von Simsonska, geborene Meyer, zur Beachtung besonders empfohlen wurde.

„Auf denn, nach Valencia!“ declamirte der Philolog und begab sich nach dem Hôtel des Grafen, wo er dessen Kammerdiener mit der Absicht bekannt machte, weshalb er Se. Hochgeboren zu sprechen wünsche, und mit Hilfe eines silbernen Händedrucks in der That das beispiellose Glück hatte, schon nach einer im Vorzimmer verbrachten Frist von drei Stunden den gnädigen Herrn, der beim Eintritt des jungen Gelehrten sich nachlässig in einem Fauteuil wiegte und seinen rothblumigen Hausrock über seine, im Dienste des Vaterlandes als Cavallerieofficier fleischlos gewordenen Beine schlug, von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Längere Pause!

Die Philologie verbeugte sich wiederholt, während die Aristokratie mit einer kleinen Bürste über das Stoppelfeld ihres Hauptes strich, als wäre Niemand zugegen, und sich in den Rauch einer Cigarre hüllte. Erst nach diesen Vorbereitungen ließ sie sich herab, mit dem Armstuhl eine Seitenschwenkung zu machen und die Stille zu unterbrechen.

„Treten Sie doch näher, lieber Herr Magister! Ihr Name?“

„Ferdinand Lenz.“

„Sie studirten?“

„In Göttingen und Leipzig“.

„Wie lange?“

„Acht Semester.“

„Und hatten Gelegenheit, sich vielseitig auszubilden — vielseitig . . . ich frage nicht ohne Grund?“

„Ich glaube es!“

Graf Wolfmaul=Ritzelhammer fuhr wieder mit reizendem Sichungenirtgehenlassen über die Trümmer seines Haarwuchses und fuhr fort:

„Ich habe einen einzigen Sohn, der von einer Gouvernante erzogen wird. Sie sollen ihm Unterricht im Rechnen, im Lateinischen, in Geographie und Religion ertheilen, täglich höchstens zwei Stunden, hören Sie? Denn mein Sohn ist noch zu zart, um anstrengenden Stunden exponirt zu werden.“

Der Magister hatte dagegen nichts einzuwenden.

„Aber die Hauptbedingung, Herr Lenz — spielen Sie Whist und L'Hombre?“

„Nein, Herr Graf!“

„Reiten Sie?“

„Schlecht.“

Der Graf runzelte mißmuthig seine Stirn und blies dem Candidaten eine dicke Rauchwolke ins Gesicht, ehe er mit schnarrender Stimme fortfuhr. „Man macht jetzt große Ansprüche an einen Hauslehrer, der dreihundert Thaler Gehalt bei freier Station bezieht und täglich höchstens zwei Stunden Unterricht zu ertheilen hat, denn mit der Religion brauchen Sie es nicht ängstlich zu nehmen. Ich hoffe, mein lieber Herr Lenz, daß Sie gestrebt haben, sich diese Eigenschaften anzueignen. Können Sie frisiren?“

„Ich bin untröstlich . . .“ lächelte der Candidat.

„Sodann tanzen, schwimmen, Zähne ausziehen, Schröpfköpfe setzen, Uhren repariren, Camelien veredlen, Flöte blasen, Komödie spielen . . .“

Der Candidat lächelte wieder.

„Exerzieren, Gelegenheitsgedichte verfertigen, copiren, porträtiren, Anekdoten erzählen . . .“

„Warum nicht gar lieber mit dem Bauche reden und auf dem Seile tanzen“, unterbrach der Philolog den Grafen in der Aufzählung Dessen, was in Zukunft seines Amtes sein sollte, und indem er ihm noch mit aller Bestimmtheit erklärte, daß er geglaubt, er solle die Erziehung seines Sohnes übernehmen, aber keineswegs Neigung verspüre, als Hanswurst in seine Dienste zu treten, verbeugte er sich flüchtig und entfernte sich mit raschen stolzen Schritten.

So war denn wieder eine Hoffnung zu Grabe getragen.

Nicht weniger unfreundlich bewies sich ihm leider Fortuna auch bei seinen anderweiten Bemühungen in den folgenden Tagen. Von einer Anstellung war nicht die Rede mehr, es galt nur noch, einen ehrenvollen Rückzug zu ermöglichen und bei Papa Sense das Aeußerste zu versuchen; denn wie er aus einem gestern empfangenen Briefe Clara's ersehen, sollte in vierzehn Tagen ihre Verlobung mit einem der ährenhauser Vettern stattfinden, wenn er bis dahin nicht im Stande sei, als kühner, mit Amt und Würden gepanzerter Ritter sie aus den Klauen der drei Lindwürmer zu erretten. Angenehme Neuigkeit! Trostreiche Aussicht! Der Magister schlug sich rathlos vor die Stirn. Es half ihm nichts, daß er seinen Horaz hervorholte und in den Oden las; den Kleinmuth, der in seinem Herzen eingezogen, las er nicht hinweg und über seine Achsel blickte die trübe Sorge in das Buch.

IV.

Es war einige Tage später.

In tiefer Bekümmerniß wandelte der Candidat in den, das fürstliche Schloß umgebenden Anlagen, an den reizenden Gestaden eines kleinen Sees, als plötzlich kläglicher Hilferuf an sein Ohr drang und er beim raschen Aufblick auf dem See einen Kahn umschlagen und drei Personen ins Wasser fallen sah, eine Dame, einen jungen Menschen, dem Anschein nach ein Page, und einen reichgekleideten Knaben. Rasch entschlossen warf er seinen Ueberrock ab, stürzte in die Flut und schwamm den Verunglückten zu Hilfe. Als er in ihre Nähe kam, rief ihm die mit Mühe sich über dem Wasser erhaltende Dame zu: „Retten Sie vor Allem den Erbprinzen!" und deutete auf den sinkenden Knaben, der in der höchsten Gefahr schwebte zu ertrinken und schon bewußtlos war. Da galt es, rasch und mit Entschlossenheit zu handeln . . . Eine der schönen blonden Locken des Prinzen schwamm noch über dem Spiegel wie ein Strähn goldener Seide. Ohne Zögern faßte sie der Schwimmer, und seine Kräfte zum Aeußersten anstrengend, brachte er seine kostbare Last, in welcher die ganze zukünftige Generation des Fürstenhauses schlummerte, glücklich ans Land, wo er sie in geeigneter Lage ins hohe duftige Gras bettete. Aber noch schwebten zwei Menschenleben in Gefahr. Also ohne Verweilen wieder ins Wasser! Zum Glück schwamm der Magister wie eine Ente, wodurch es ihm möglich wurde, auch

die Dame und den Pagen wohlbehalten dem tückischen Element zu entreißen.

Mittlerweile war Lärm im Schlosse geworden. Hofleute aller Chargen stürzten herbei, Damen und Herren, nur die nothwendigste Person, der Arzt, fehlte. Da indeß der Candidat recht wohl verstand, was man bei solchen Unglücksfällen vorzunehmen hat, stellte er sofort angemessene Wiederbelebungsversuche an und hatte wirklich die unaussprechliche Freude, in kurzer Zeit den wieder zu sich gekommenen Erbprinzen in die Arme der inzwischen verzweiflungsvoll herbeigeeilten Fürstin zu legen. Bald erschien auch der Fürst und schloß, als er seinen Sohn unter den Lebenden erblickte, den Candidaten mit den Worten in seine Arme: „Edler junger Mann, Sie haben das Fürstenthum gerettet! Empfangen Sie meinen Dank!" worauf er einen Orden von seiner Uniform nestelte und an den Rock des Lebensretters seines Sohnes heftete, das einzige trockene Kleidungsstück, welches selbiger in diesem Augenblicke sein nannte.

Jetzt erfuhr man auch die Ursache des Unglücks. Der Erbprinz hatte mit seiner Bonne und einem Pagen eine Spazierfahrt auf dem See gemacht und am Schaukeln des kleinen Fahrzeuges so großes Vergnügen gefunden, daß er dem Pagen befahl, ihn darin zu unterstützen, denn seine Kraft war zu schwach, den Kahn recht wild tanzen zu machen. Der Page, um dem Prinzen gefällig zu sein, hatte denn auch Alles aufgeboten, um ein gnädiges Lächeln des Dankes davonzutragen, bis der Kahn unter dem Zetergeschrei der Bonne umschlug und die darin Befindlichen ins Wasser

stürzten, worin sie umgekommen 'sein würden, wäre der Philolog nicht als rettender Deus ex machina erschienen und hätte sie ins Trockene gebracht.

Noch einmal drückte der Fürst den Gelehrten mit tiefster Rührung an seine Brust, worauf er den Durchnäßten in seiner eigenen Equipage in sein Hôtel oder vielmehr in die „blaue Zuckerdose“ zurückbringen ließ. Meister Dose und Kellner Spitzmaus knickten ordentlich vor Ehrfurcht zusammen, als sie ihren Herrn vom Zimmer Nr. 26 aus dem fürstlichen Wagen steigen sahen, und als sie gar das Kreuz in seinem Knopfloche gewahrten, verwandelte sich ihr Rückgrat in eine immerwährende krumme Linie.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde des Geschehenen in der Residenz . . . Deputationen stürmten das Schloß, die fürstliche Familie zu beglückwünschen . . . der Magister wurde vom Rathscollegium mit dem Ehrenbürgerrecht bedacht, nachdem die Stadtverordneten in einer außerordentlichen Sitzung ihre Zustimmung hierzu ertheilt hatten, und Abends war die ganze Stadt bis zum kleinsten Fenster unter dem Dache illuminirt. Auch der Candidat, den die blaue Dose in das beste Zimmer vorn heraus umquartirt hatte und der von drei fürstlichen Leibärzten behandelt wurde, welche Bulletins über sein Befinden ausgaben, ließ einige Wachskerzen vor seine Fenster stellen.

Andern Tages wurde er, nachdem die Aerzte ihn für vollkommen genesen erklärt hatten, zum Fürsten befohlen. Die blaue Dose stellte mit tiefster Devotion ihre Börse und ihr elegantestes Geschirr zur Verfügung, wodurch es möglich

wurde, den Candidaten in der nächsten Stunde mit Allem zu versorgen, was zum Erscheinen bei Hofe unerläßlich nothwendig erschien.

V.

Zur bestimmten Stunde hielt vor der „blauen Zuckerdose" eine fürstliche Equipage, die den decorirten Magister im Fluge nach dem Schlosse brachte, wo ihn der Fürst in seinem Arbeitscabinet mit offenen Armen empfing. Theilnehmend, ja mit unverkennbarem Wohlwollen erkundigte er sich nach seinen Verhältnissen und sprach den Wunsch aus, sich ihm für seine muthige That erkenntlich zu bezeigen.

„Wählen Sie", sprach er die Hand des jungen Mannes erfassend, „Sie sind eine stattliche Gestalt und zum Soldaten wie geboren. Ich mache Ihnen den Vorschlag, treten Sie in die Armee, ich gebe Ihnen vorläufig eine Compagnie, mit meinem Ehrenwort, daß Ihr Avancement in jeder Beziehung beschleunigt werden soll. Sie können es in drei Jahren bis zum Bundesgeneral bringen . . ."

„Durchlaucht . . ."

„Oder, wenn Ihnen dieser Vorschlag nicht convenirt, so vernehmen Sie einen andern: die in Schloß Greifenstein befindliche Privatbibliothek des fürstlichen Hauses ist seit einem Jahre ohne Oberbibliothekar. Ein Wort von Ihnen, und Ihr dankbarer Fürst ernennt Sie dazu und zugleich zum Geheimen Rath. Das Schloß ist paradiesisch gelegen, Ihr Gehalt beträgt zweitausend Thaler. Nun wählen Sie!"

„Durchlaucht", stammelte der überglückliche Candidat, „darf ich frei wählen, so ziehe ich die Bücher den Waffen vor."

„Wohlan denn, so begrüße ich Sie hiermit als neuernannnten Oberbibliothekar und Gouverneur des Schlosses Greifenstein. Und nun folgen Sie mir zur Fürstin, die Sie ebenfalls zu sprechen verlangt! Doch noch Eins: das Patent Ihrer Ernennung lasse ich sogleich ausfertigen, mit der Anweisung an die Kämmerei, den etatmäßig für diese Chargeausgeworfenen Betrag des letzten Jahres unverzüglich an Sie auszuzahlen."

Man begab sich zur Fürstin, bei welcher der Erbprinz sich befand. Glücklicher Weise war der Unfall ohne weitere üble Folgen für ihn vorübergegangen. Die Fürstin empfing den jungen muthigen Gelehrten ebenfalls mit großer Güte und den Versicherungen ihres immerwährenden Dankes, und verehrte ihm zum Zeichen dessen eine kostbare Busennadel, während der Erbprinz ihn mit einem Brillantring beschenkte. In würdiger Weise dankte der junge Oberbibliothekar, der ohne jemals bei Hofe gewesen zu sein, sich tactvoll wie der vollendetste Weltmann benahm und sowohl dadurch als durch seine Bescheidenheit die über ihn herrschende vortheilhafte Meinung noch bedeutend erhöhte. Bei Tafel, zu welcher er gezogen wurde, war er der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, allgemeinen — Neides.

Am nächsten Tag erhob der neue Oberbibliothekar und Geh. Rath seinen „rückständigen" Gehalt des letzten Jahres im Betrage von zweitausend Thalern, beurlaubte sich beim

Fürsten und dessen Gemalin und flog per Extrapost nach Aehrenhausen, wo er, Dank seiner überreichlich gespendeten Trinkgelder, rechtzeitig genug eintraf, um den drei Lindwürmern ihren Raub vor der Nase zu entführen. Ganz Aehrenhausen kam in Aufruhr, als die „gelbe Kutsche,“ von deren Bock herab der Postillon einen satanischen Lärm auf seinem heiseren Horn verführte, durch das Dorf und direkt vor die Cantorei rollte, vor welcher sich bald zahlreiche Gruppen versammelten. Das unerhörte Ereigniß lockte auch die drei Vettern herbei, welche der Ansicht waren, ihr künftiger Schwiegervater müsse das große Loos gewonnen haben, worüber Jeglicher aus Gründen herzinnigliche Freude empfand. Jeder sann unterwegs auf einen schicklichen Glückwunsch und nahm sich vor, seinen beiden Collegen den Vorrang abzulaufen. Deshalb stürmten alle Drei fast gleichzeitig auf Sense ein, stutzten aber gar gewaltig, als der Cantor bei ihren Gratulationen laut auflachte, und noch mehr, als er sie aus der Wohnstube in die sogenannte „Putzstube“ geleitete, wo sie den Magister und Cousine Clara Hand in Hand vorfanden und aus dem Munde des Vetters Lenz selbst die Kunde seiner Anstellung und Verlobung vernahmen. Ihre Gesichter wurden darob lang, sehr lang; dem jungen Schulmann blieb sogar vor Erstaunen der Mund offen stehen und der Nimrod bekam weiße Ohren; nur die Theologie verlor die Contenance nicht und führte einen, den Umständen nach, meisterhaften Staatsstreich aus, indem sie sich der verwandten Philologie mit wohlgesetzter lateinischer Rede näherte und den geliebten Vetter

unter Thränen in die Arme schloß, hierauf aber der hochgeschätzten Jungfer Braut die Hand küßte. Die beiden andern Vettern ihrerseits schlichen kleinlaut davon in ihre resp. Wohnungen, die Schule und das Forsthaus. Herr Polykarp Mager häkelte vor Ingrimm eine Börse, und der junge Nimrod, der im Vorbeigehen im Gasthofe einen „Bittern“ zu sich genommen, zog einen Otternbalg über einen Spazierstock, den er hoch und theuer schwor, bei nächster Gelegenheit dem Vetter Geh. Rath zwischen die Beine werfen zu wollen.

VI.

Vier Wochen später segnete Herr Diakonus Otfried Stibelius an heiliger Stätte den Bund der liebenden Herzen. Ein Hochzeitsmahl, obwol von der ährenhauser Verwandtschaft mit Sehnsucht erwartet, fand nicht Statt, weil der junge Oberbibliothekar sogleich nach der Trauung mit seiner reizenden kleinen Frau nach Schloß Greifenstein abreiste. Als denkwürdige Geschenke nahm das junge Paar unter Anderm mit sich in seine neue Heimat: Papa Sense's besten Segen und eine sogenannte Kurfürstenbibel, die zugleich alle Familiennachrichten des Sense'schen Geschlechts enthielt; vom Diakonus ein brillant gebundenes Exemplar des „Orts-Chronikon“ mit Dedication in zierlichen sapphischen Strophen; vom zweiten Lehrer ein Kindermützchen mit humoristischer Zuschrift und vom Vetter Nimrod denselben, mit einem Otternbalge überzogenen Stock,

den er hoch und theuer geschworen hatte, dem Geh. Rath bei erster bester Gelegenheit zwischen die Beine werfen zu wollen.

Der Cantor hat seitdem seine Selbstmordgedanken vollständig aufgegeben und lebt, im Fahrwasser seiner alten Gewohnheiten ungestört segelnd, und von dem verwandtschaftlichen Kleeblatt unbelästigt, wieder auf. Er besucht wieder täglich den „rothen Löwen," wo er mit dem Oberpfarrer die Zeitung liest und Krieg und Frieden dictirt. Seine häusliche Ordnung wird durch nichts mehr gestört, eine jungfräuliche Nichte, die fast eben so alt ist, wie er selbst, steht dem Hauswesen an Clara's Stelle vor, ohne den heirathslustigen Vettern Veranlassung zu geben, häufiger in der Cantorei einzusprechen. Adam Riese unterstützt seinen Meister nach Kräften in der Verwaltung des Schul- und Kirchendienstes und wird wahrscheinlich einst dessen Nachfolger werden, wenn seine leidende Gesundheit bis dahin nicht unterliegt. Anscheinend unterzieht er sich allen Verrichtungen mit Liebe, doch weiß er nicht mehr, was Freude heißt; sein Herz ist gebrochen, sein Stern untergegangen, seit sie ihm nicht mehr glänzen, die lieben, sanften, frommen, freundlichen Augensterne von — Cousine Clara.

Der Goldmacher.

An einem Märztage des Jahres 1719 langte am Fuße der sächsischen Festung Königstein ein Fuhrwerk an, von einer Abtheilung kurfürstlicher Grenadiere umgeben. In dem Fuhrwerke saß ein Gefangener, neben ihm der Offizier, der die Grenadiere befehligte.

Der Offizier gab das Zeichen zu halten, man stieg aus, der Gefangene wurde von den Soldaten in die Mitte genommen, und bald hatte der Zug die Festung erreicht.

Es war an diesem Tage sehr kalt, die Mäntel der Grenadiere waren mit Schnee bedeckt, an ihren Bärten hing Reif, und an ihren gepuderten Haaren glänzten Eiszapfen. Am meisten schien der Gefangene von der Kälte zu leiden; er zitterte heftig, so viel Mühe er sich auch gab, dies zu unterdrücken.

Der Unglückliche war mit Sorgfalt gekleidet. Sein Rock war von rothem Sammet mit silbernen Tressen, seine weiße Weste von schwerer Seide, seine Halsbinde mit Spitzen besetzt. Außerdem trug er kurze Beinkleider, eben=

falls von Sammet, seidene Strümpfe, die mit silbernen Strumpfbändern gebunden waren, feingearbeitete Schuhe mit goldenen Schnallen und eine prächtige Perrücke. Seine Hände waren mit Handschuhen, sein Kopf mit einem dreieckigen Hute bedeckt. Ein Mantel, dessen er sich unterwegs bedient hatte, war von ihm abgelegt worden, wahrscheinlich in der Absicht, seinem untadelhaften Aeußern zu gestatten, sich so vortheilhaft als möglich geltend zu machen.

Dieser Gefangene war Johann Hektor v. Klettenberg, kurfürstlicher Kammerherr und Amtshauptmann zu Senftenberg.

Sobald die Escorte den Königstein betreten hatte, erschien der Commandant der Festung, der bekannte Freiherr von Kyau, der durch manchen guten und schlechten Witz sich einen Namen gemacht.

Der Offizier übergab dem Commandanten seinen Rapport, worauf der Freiherr und der Gefangene zwei sehr höfliche Verbeugungen wechselten.

„Es thut mir leid," sagte Herr von Kyau, der mit dem Kammerherrn in Dresden oft zusammengewesen war, „daß wir uns so wiedersehen, Herr von Klettenberg."

„Ich danke für Ihre Theilnahme, Herr Commandant," erwiederte der Gefangene, „die mir sehr wohl thut zu einer Zeit, wo die Ungunst des Schicksals mich hart bedrängt."

Damit war das Gespräch vor der Hand zu Ende, der Commandant winkte, und Herr von Klettenberg wurde nach einem Gefängniß abgeführt, das man für ihn eingerichtet hatte.

„Es ist Alles neu hier," sprach er, nachdem er sich in seinem Zimmer umgesehen, zum Schließer, „man erweist mir viel Aufmerksamkeit."

Der Schließer kratzte sich hinter den Ohren, dann sagte er: „Es ist allerdings wahr, daß man Euch ein sehr berühmtes Gefängniß überläßt, das lange leer gestanden und deshalb erst wieder hergestellt werden mußte."

„Und wer war der Gefangene vor mir?"

„Der Kanzler Nikolaus Krell, der später in Dresden geköpft worden ist," sagte der Schließer bedeutungsvoll.

Der Gefangene legte schaudernd seine Hand vor die Augen. Dann sah er den Schließer, der die Stube in Ordnung brachte, wieder lächelnd an. In diesem Augenblicke regte sich Etwas in der tiefen Seitentasche des Gefangenen; und ein kleiner Hund kam zum Vorschein, der sich sehr ungeberdig stellte und mit dünner Stimme auf den Schließer losbellte.

„Sei still, mein schöner Paracelsus, sei still!" beruhigte Herr von Klettenberg sein Hündchen. „Diesen guten Freund hier mußt Du kennen lernen, er wird Dir noch oft vor die Augen kommen."

Der Schließer lächelte zweideutig, als er den kleinen Hund „schön" nennen hörte; denn in der That konnte es nichts Häßlicheres geben, als diese kleine Bestie, nackt bis auf den Hals, an welchem sich eine dicke Mähne befand, und bis auf den Schwanz, der einem Büschel Federn glich. Doch wagte er nicht, eine Bemerkung darüber zu machen. Man hatte ihm befohlen, den Gefangenen mit Aufmerksamkeit

zu behandeln, und er that dies jetzt, als er sich nach dessen ferneren Befehlen erkundigte. Der gefangene Kammerherr ordnete Einiges an, und der Schließer entfernte sich mit dem Versprechen, Alles den Wünschen des Herrn von Klettenberg gemäß auszurichten.

Klettenberg war allein. „Also in diesem Raume," sagte er sich setzend, „hat einst der berühmte Kanzler geathmet, wie ich jetzt darin athme, und geseufzt, wie ich jetzt darin seufze. Aber er war noch unglücklicher als ich; denn er mußte sterben, während mir doch die Hoffnung bleibt, diesen Ort wieder verlassen zu dürfen. Es ist wahr, die Herren in Dresden haben mich zu ewigem Landesgefängniß verurtheilt, aber günstige Umstände und ein wenig Entschlossenheit, und ich bin frei — frei!"

Der Gefangene sprang auf, seine Wange glühte, zwei Schritte, und er stand am Eisengitter seines Fensters, das er wüthend mit der Hand faßte und daran mit aller Kraft rüttelte.

„Seit zwei Jahren eingekerkert, wie ein wildes Thier," schrie er, „zwei Jahre schon gefangen, und jetzt will man mich hier vollends lebendig eingraben, lebendig an diesen Sarg fesseln, der aus vier Wänden und einem Fenster besteht. Niemals! Ich ertrag' es nicht, frei will ich werden oder — sterben!" — setzte er dumpf hinzu.

Während der Gefangene auf diese Weise sich mit sich selbst unterhielt und seinen Muth mit Hoffnung wappnete, fand auf dem Gange vor seiner Thür zwischen den beiden Soldaten, die dort Wache hatten, ein Gespräch statt, das,

hätte der in Ungnade gefallene Kammerherr es vernommen, seine Zuversicht gewiß um ein Bedeutendes herabgestimmt haben würde

„Wer ist eigentlich der neue Gefangene?“ fragte der eine Soldat den andern.

„Es ist der Freiherr von Klettenberg, der unserm gnädigsten Kurfürsten hat Gold machen wollen,“ sagte der andere. „Der Teufel auch, Gold! 'S war aber nichts damit, und so wurde der Zauberkünstler eingezogen. Zwei Jahre haben sie in Dresden gearbeitet, ihn mürbe zu machen; aber er bleibt dabei, er besitze das Geheimniß wirklich, und sei es ihm auch bisher noch nicht gelungen, das versprochene Gold herzustellen, so folge daraus lange noch nicht, daß es ihm in Zukunft auch nicht gelingen werde.“

„Wetter noch einmal, was Du sagst!“ rief der erste Soldat. „Er ist am Ende seiner Sache doch gewiß.“

„Möglich, ich kann's nicht wissen. Ich sage Dir aber, unser Freund hier“ — er zeigte nach dem Gefängniß, in welchem Klettenberg sich befand — „mag sich hüten, daß man nicht ein seiner Gesundheit sehr nachtheiliges Experiment mit ihm vornimmt.“

„Was meinst Du damit?“

Der Soldat, statt zu antworten, fuhr mit dem Finger quer über den Hals seines Kameraden.

Das war, ohne Worte, sehr deutlich gesprochen.

„Und warum dies?“ fragte der Soldat, der unwillkürlich

nach seinem Kopfe griff, als wollte er sich überzeugen, ob derselbe noch fest auf seinem Nacken sitze.

„Er hat einen Mord auf seinem Gewissen!“

„Einen Mord!“

„So ist es! Dieser freundliche Kammerherr, der immer lächelt, dieser Mann, den die Gnade unsers Herrn und Königs zum Amtshauptmann von Senftenberg gemacht hat, ist früher ein sehr lockerer Zeisig gewesen, der in Frankfurt am Main einen Verwandten erstochen hat, einen Herrn von Stallburg. Diese alte Geschichte kann leicht wieder zur Sprache kommen, und dann dürfte dem Herrn von Klettenberg wohl sein letztes Brod gebacken sein.“

So unterhielten sich die Soldaten vor der Thür des Gefängnisses, und wie durch Zauber nahmen die Gedanken des Gefangenen bald dieselbe düstere Richtung, so sehr er eben sich selbst Muth zugesprochen hatte. Und, um es sogleich zu sagen, hatte er allerdings Ursache, Vieles zu fürchten und wenig zu hoffen. Einestheils war es Thatsache, daß er seinen Verwandten im Streite erstochen und deshalb von Frankfurt am Main, welches seine Vaterstadt war, hatte fliehen müssen. Anderntheils stand seine Angelegenheit in Dresden sehr schlecht. Klettenberg war als fahrender Abenteurer nach Dresden gekommen. August der Starke, der damals regierte, war bei der Großartigkeit seiner Ausgaben oft in Geldverlegenheit. Da bot ihm Klettenberg seine Dienste an, der ihm versprach, Gold in Fülle herbeizuschaffen; denn er sei im Besitz eines Geheimnisses, dieses edelste Metall aus gewöhnlichen Erzen herzu-

stellen. Der über diese Aussicht entzückte König von Polen ernannte den Goldmacher sogar zum Kammerherrn und später sogar zum Amtshauptmann. Klettenberg spielte lange Zeit eine glänzende Rolle am Hofe; aber da er die Erfüllung seines Versprechens von einer Zeit zur andern hinausschob, fiel er endlich bei dem König in Ungnade, und 1717 wurde er sogar als Betrüger gefänglich eingezogen. Wie wichtig dem Könige von Polen die Person des Gefangenen war, bewies er dadurch, daß er ihn in Dresden von nicht weniger als 14 Mann bewachen ließ. Eine eigene Commission wurde niedergesetzt, den Prozeß gegen Klettenberg einzuleiten, der schließlich von ihr wegen Betrugs zum Tode verurtheilt wurde. Aber August der Starke, der vielleicht immer noch hoffte, Gold zu erhalten, begnadigte seinen ehemaligen Günstling und ließ ihn zu lebenslänglichem Gefängniß auf die Festung Königstein bringen.

So standen die Sachen Klettenberg's, und der Soldat hatte so unrecht nicht, wenn er dem Goldmacher eben keine angenehme Zukunft vorhersagte. —

„Nimm Dich in Acht", sagte vierzehn Tage später der Adept zu seinem Schließer, „ich werde einmal wie der Doctor Faust auf meinem Mantel zum Fenster hinaus fliegen".

„Durch die Eisenstangen, Herr Baron?" fragte der Schließer impertinent.

„Eben das, mein Lieber! Nicht war, Paracelsus, mein süßes Hündchen, wir werden eine Reise durch die Luft nach Dresden machen?"

Der nackte Paracelsus bellte widerlich.

„Das heißt bei ihm: Ja!“ sprach der Gefangene weiter. „Wahrhaftig, dieser Hund ist mehr werth als ganz Meißen und Thüringen zusammengenommen.“

„Herr Amtshauptmann, das ist möglich“, sagte der Schließer mit Würde; „in der Festung ist man jedoch anderer Meinung. Denkt Euch, die Soldaten halten Euren Hund für den Teufel.“

„Und wenn er dies wirklich wäre?“

Der Schließer verzog ungläubig das Gesicht. „Auch glaubt man, Euer Hund könne sprechen.“

„Er spricht auch, er singt sogar, wenn ich ihn in den Schwanz kneipe.“

Nach diesem Gespräch untersuchte der Schließer das Gefängniß des Herrn Amtshauptmanns sorgfältiger als je. Da er nichts Verdächtiges bemerkte, entfernte er sich mit den Worten: „Glückliche Reise, Herr von Klettenberg!“

„Danke, mein Freund! Und hier hat Er ein Goldstück, das kann Er auf meine Gesundheit vertrinken!“

Wenn Klettenberg bemerkt hatte, er werde einmal wie der Doctor Faust auf seinem Mantel durch das Fenster ins Freie fliegen, so stand das vollkommen im Einklange mit einem Plane, den er entworfen hatte und für dessen Ausführung er nur den günstigen Augenblick erwartete. Der entschlossene Mann nämlich hatte seinen Mantel zerschnitten und aus den einzelnen Stücken ein Seil zusammengeknüpft, das, dem Augenschein nach, von seinem Fenster bis an den Fuß der Festung reichte. Außerdem hatte er sich eine ätzende Flüssigkeit zu verschaffen gewußt und damit das Eisengitter

an seinem Fenster so schadhaft gemacht, daß er es leicht zerbrechen konnte. Endlich schienen alle Umstände einen glücklichen Erfolg des Fluchtversuches zu versprechen und Klettenberg säumte nicht, an das verwegene Werk zu gehen.

Es war im Mai, in einer stockfinstern Nacht. Eben hatte die Festungsuhr elf geschlagen.

„Jetzt oder nie!" rief der Adept aus, zerbrach die Gitter des Fensters und ließ nur Eine Stange stehen, an welcher er sein Seil befestigte.

Paracelsus stieß ein jämmerliches Geheul aus.

„Armes Thier, ich muß Dich verlassen, leb' wohl!" sprach der Goldmacher und streichelte das nackte Wesen zärtlich. Dann trat er ans Fenster und sah hinab in den Abgrund, der ihm schwarz und unheimlich entgegengähnte. Er mußte die Augen schließen, ein eigenthümlicher noch nie empfundener Schauder zitterte unheimlich durch seine Glieder, er fühlte sein Herz in lauten Stößen pochen. Aber nur einen Augenblick überließ er sich dieser Anwandlung von Furcht, im nächsten stand er schon oben im Fenster und ergriff, seine Seele dem Himmel befehlend, das schwankende Seil. Die entsetzliche Luftfahrt begann, der Strick schnitt in die Hände des Goldmachers, aber kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen; das Blut spritzte zwischen den Nägeln hervor, doch er schwieg; nichts verrieth den Schildwachen das Unternehmen. Endlich fühlte der Adept wieder Boden unter seinen Füßen, er war gerettet. Doch nein! die Nacht ist so finster, daß er nicht eine Hand breit vor sich sehen kann. Er muß den Morgen erwarten, ehe er Weiteres unternehmen kann.

O diese lange, fürchterlich lange, o diese ewige Nacht! Endlich graut der Tag, ein dünner, weißer Streifen zieht am östlichen Himmel empor, die Dämmerung beginnt. Jetzt eilt der Befreite an die Elbe, wo er einen in seinem Kahne schlafenden Fischer weckt und ihm befiehlt, ihn ans andere Ufer zu setzen. Allein der Schiffer ist schlaftrunken, die Zeit vergeht in unnützen Bemühungen, sich ihm verständlich zu machen. Da plötzlich donnert oben auf der Festung ein Schuß durch den stillen Morgen, zum Zeichen, daß man seine Flucht inne geworden ist, verzweifelnd irrt der Kammerherr am Ufer der Elbe, horch! da klirren Waffen in seiner Nähe, Soldaten erscheinen, ein Hetztreiben auf das Menschenwild beginnt, Klettenberg unterliegt . . .

„Das ist nicht schön von Ihnen, Herr von Klettenberg, daß Sie mich verlassen wollen", spricht der Commandant, als der Kammerherr sich wieder in der Festung befindet. „Ich werde Ihnen ein anderes Zimmer anweisen müssen."

Die nöthigen Befehle werden ertheilt und bald bewohnt der Goldmacher ein anderes Gefängniß, das allerdings weniger annehmlich, aber dafür desto fester ist als das frühere. Dahin bringt ihm der Schließer seinen Hund und das wenige Geräth, das man ihm läßt.

Paracelsus ist sehr erfreut, seinen Herrn wieder zu sehen, der seinerseits darin wenig Angenehmes findet, und seine wundgeriebenen, zerfleischten Finger mit Spiritus wäscht.

„Das ist auch ein sehr berühmtes Gemach, welches Ihr jetzt bewohnt, Herr Amtshauptmann", spricht der Schließer, der den Gefangenen ärgern will. „Der arme Patkul, er

hat vor ungefähr dreizehn Jahren vierundzwanzig Monate hier verlebt, ehe ihn die Schweden mit fortnahmen und von unten auf räderten! Ich habe die Ehre gehabt, ihn hier zu bedienen."

Patkul, um dieses beläufig zu erwähnen, wurde von Sachsen an den König von Schweden, Karl XII., ausgeliefert, der den Unglücklichen in Casimir, acht Meilen von Posen, rädern und dann viertheilen ließ. Die gräßliche Hinrichtung wurde noch obendrein so stümperhaft vollzogen, daß, wie ein neuerer Geschichtsschreiber sagt, die fürchterliche Qual des Schlachtopfers noch den Witz der Erfindung überstieg. Karl schändete sein Andenken durch solche Rache.

„Patkul!" stöhnte der Adept, dem eine fürchterliche Erscheinung mit zerquetschten Gliedern, zerbrochenen Knochen, aber mit noch pochendem Herzen in dem zuckenden, warmen Fleische vor die Augen trat Die Erinnerung war so mächtig, daß er sich auf einen Stuhl setzen mußte, um nicht auf die Erde zu fallen.

„Aha, das wirkt besser", hohnlachte der Schließer. „Der alte Kanzler Krell war schon zu lange todt, aber das Andenken an Patkul ist noch frisch, das kneipt wie eine Feuerzange!"

Der Goldmacher brachte den Namen des unglücklichen russischen Gesandten nicht aus seinem Gedächtniß. Die dunkle Ahnung eines ähnlichen Geschicks peinigte ihn Tag und Nacht und trieb ihn unablässig zu den verzweifeltsten Versuchen, aus dem Königstein zu entkommen. Aber man beobachtete ihn scharf, und besonders der Schließer gab auf

den Herrn Amtshauptmann, wie er Herrn von Klettenberg stets nannte, so sorgfältig Acht, daß dieser nichts vor ihm verbergen konnte. Dennoch brachte letztere nach einiger Zeit wieder ein neues Seil zu Stande, und in einer Nacht, die eben so dunkel war, wie diejenige seines früheren Fluchtversuchs, ließ er sich zum zweitenmale von der Festung in die grauenvolle Tiefe hinunter. Es war am 16. Januar 1720. Die Gefahr war schon beinahe überstanden, aber noch schwebte der Goldmacher in der Luft, als er zu seiner Verzweiflung bemerkte, daß er sein Seil zu kurz gemacht. Wenigstens zwanzig Ellen fehlten daran. Vor ihm die schwindelnde Höhe, unter ihm der gähnende Grund, über ihm der Tod, neben ihm das Verderben, unter ihm der Tod! Tod von allen Seiten! Da stieß der Adept einen Schrei der Verzweiflung aus und ließ das Seil los — ein Krachen von einem auffallenden Körper folgte, dann ward es still. Bald aber hörte man ein leises Winseln auf der Stelle, wo der halbzerschmetterte Goldmacher lag, wieder ertönte die Lärmkanone oben und wieder wurde Herr von Klettenberg in die Festung zurückgebracht, die zu verlassen er so große Anstrengungen gemacht hatte.

Der Commandant, des lästigen Amtes eines Aufsehers müde, erbat sich von dem Kurfürsten weitere Verhaltsbefehle. Als Antwort schickte ihm dieser — Klettenberg's Todesurtheil.

Der Gefangene war soweit hergestellt worden, daß er wieder in seinem Gefängnisse umhergehen konnte. Dieses war abermals ein anderes, und der Schließer belehrte den

Herrn Amtshauptmann, es sei dasselbe, in welchem Dr. Joachim Kratz von Prag, der sich bei einer Zusammenkunft der evangelischen Fürsten 1631 zu Leipzig eingeschlichen, neunzehn Jahre lang geschmachtet habe.

Auf das „geschmachtet" legte der Schließer ein besonderes Gewicht der Stimme. Doch achtete der Gefangene nicht darauf, dem jetzt wichtigere Dinge im Kopfe herumgingen; denn der Commandant hatte ihm bereits zu verstehen gegeben, das er sich anschicken möge, sein Haus zu bestellen.

Es giebt einen Theil des Körpers, der gegen scharfe Instrumente einen unbeschreiblichen Widerwillen hat — das ist der Hals. Klettenberg's Hals theilte diesen allgemeinen Widerwillen, woraus deutlich hervorgeht, daß der Goldmacher in dem Gedanken, ehestens um einen Kopf kürzer gemacht zu werden, keine Zerstreuung fand. Doch tröstete er sich mit der Ueberzeugung, die er sich einzureden suchte, nämlich daß Alles nur ein Schreckschuß sei, um seinen Muth auf die Probe zu stellen, und sogar der Tischler, der zu ihm kam, um das Maaß zu seinem Sarge zu nehmen, konnte ihn nicht auf eine andere Meinung bringen.

„Der König von Polen weiß, was er an mir hat," sprach er zu dem Tischler. „Mein Tod würde ihn um große Geheimnisse bringen, die ich ihm noch anzuvertrauen habe."

„Gewiß, Ihr seid ein großer Mann mit mancherlei Kenntnissen in geheimen Dingen," sagte der Tischler, den Goldmacher messend; „aber Ihr müßt dem Kurfürsten auch

Beweise geben, daß Ihr Eure Kunst wirklich versteht, sonst kann er Euch natürlich nicht glauben."

„Er muß glauben," erwiederte der Goldmacher heftig, seinen Hund auf den Arm nehmend. „Seht," wendete er sich an den Tischler, der seine Messungen vollendet hatte und einen ausgezeichneten Sarg zu liefern versprach, — „seht diesen Hund! Glaubt Ihr, daß er im Stande ist, Euch Alles zu sagen, was Ihr von ihm wissen wollt?"

Der Tischler machte eine sehr einfältige Geberde.

„Macht nur einen Versuch," sprach Klettenberg ernst, „und ich gebe Euch mein Wort als Edelmann, daß mein Paracelsus Euch keine Antwort schuldig bleiben soll."

„Gut," erwiederte der Mann der Säge, „ich mache die Probe. Euer Hund soll mir sagen, wie alt ich bin. Kann er dies, so will ich Euch wirklich für das halten, was Ihr zu sein vorgebt."

„Eure Aufgabe ist leicht," sagte der Goldmacher, und legte zehn Papierstreifen, von denen neun mit den einzelnen Zahlen Eins bis Neun, und der zehnte einer Null bezeichnet waren, auf den Tisch. „Paracelsus," sagte er zu seinem Hunde, „Du sollst diesem Manne sagen, wie alt er ist!"

Paracelsus, sein Federbüschel an der Schattenseite seines Daseins schüttelnd und mit den Ohren wackelnd, sprang auf den Tisch, wühlte mit den Pfoten in den Papierstreifen herum und legte erst eine Vier, dann eine Acht vor seinen Herrn nieder.

„Ihr seit acht und vierzig Jahre alt!" lächelte Klettenberg.

„Es ist nicht anders!" sagte der Tischler, dem es ganz unheimlich zu Muthe ward.

„Ihr wißt jetzt, welche Gewalt ich habe," fuhr der Adept fort. „Ich kann Vieles und weiß das Meiste. Denkt an mich, wenn der Commandant dieser Festung am neunzehnten Januar 1733, also in dreizehn Jahren stirbt. Ihr werdet's noch erleben, denn Ihr sterbt drei Monate später. Nehmt Euch vor dem neunzehnten April 1733 in Acht!"

Der Tischler vergoß Angstschweiß, was ihn jedoch nicht abhielt, den Goldmacher nach dessen eigenem Geschick zu fragen.

„Das ist das Einzige, was mir verborgen ist," seufzte der Adept und seine Stimme wurde sehr traurig. „Ich verstehe wie Salomo die Sprache der Vögel, ich lese in den Sternen, ich stelle Jedem seine Nativität: aber die geheime Wissenschaft, deren Jünger ich bin, verliert ihre Kraft für Den, der sie ausübt. Ich bin ein Brunnen, der Wasser giebt, ohne selbst trinken zu können. Vor meinen Blicken ist Alles hell wie Glas; aber meine eigene Zukunft ist mir dunkel, wie die Nacht des Todes, mein geistiges Auge erblindet vor mir selbst, wie scharf es auch die Bahnen Anderer verfolgt."

Der Goldmacher gab traurig dem Tischler ein Zeichen mit der Hand sich zu entfernen, ein Wink, dem der Tischler sehr bereitwillig Folge leistete; denn es lief ihm eiskalt über den Rücken. Er versprach noch einmal in aller Geschwindigkeit, einen Sarg liefern zu wollen, in dem es sich

weicher liegen solle, als in einem Federbett, und entfernte sich mit einer um so ehrfurchtsvolleren Verbeugung, als der Goldmacher in seinen Augen ein sehr wichtiger, aber auch sehr gefährlicher Mann geworden war. Als der Schließer einen Augenblick später zu Klettenberg in das Gefängniß trat, fand er seinen Amtshauptmann am Fenster stehen, bleich wie ein Gespenst, mit Augen, die unaufhörlich einen Regen von Thränen über seine Wangen ergossen.

Der König von Polen war sehr leutselig und scherzte gern; aber sein Befehl, den Baron von Klettenberg ohne Verweilen hinzurichten, war kein Scherz gewesen.

Am 28. Februar 1720 langte der Pater Hartmann aus Dresden auf dem Königstein an, und den Tag darauf beichtete ihm der Goldmacher. Der Hochwürdige gab dem Unglücklichen den Trost der Kirche und seinen Segen und am 1. März ging die Execution vor sich.

„Herr Amtshauptmann, ich bitte, mich in gutem Andenken zu behalten," sagte der Schließer, als er dem Adepten die Thür zum letzten Gange öffnete.

„Soll geschehen, Schurke, hier hast Du ein Goldstück, trinke dafür Etwas mir zu Ehren!"

„Auf Eure Gesundheit!" erwiederte boshaft der Schließer.

Noch immer Begnadigung hoffend, trat Klettenberg in den Hof, wo die unangenehme Operation an ihm vorgenommen werden sollte.

Soldaten standen um das Blutgerüst, er grüßte sie und schenkte ihnen sein letztes Goldstück. Dann kleidete er sich selbst aus und kniete herzhaft nieder.

Pater Hartmann sagte ein entsprechendes Gebet, der Delinquent sprach es leise nach, der Scharfrichter holte aus, der Hieb sauste und der Kopf des armen Sünders rollte in den Sand.

Dem Leichnam wurde das schöne rothe Sammetkleid mit silbernen Tressen, das Klettenberg gewöhnlich trug, angezogen, dem Kopf die Perrücke aufgesetzt, und der Hingerichtete in den Sarg gelegt, in welchem er, nach der Versicherung des Tischlers, weicher liegen sollte, wie in einem Federbett. Einige Musketiere nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und eine halbe Stunde später gab es ein neues Grab auf dem Soldatenkirchhofe der Festung.

Der Schließer trank auf die „Gesundheit" des Herrn Amtshauptmanns von Klettenberg an diesem Tage so lange, bis er nicht mehr im Stande war, sich auf den Beinen zu erhalten.

Von dem kleinen nackten Hunde hat man nach dem Tode seines Herrn nichts mehr gesehen.

Genau zur vorhergesagten Zeit, am 19. Januar 1733, starb der Festungscommandant von Kyau, und drei Monate später folgte ihm der Tischler nach.

Ein Stahlstich als Rebus.

Er war vierzig Jahre, fürstlicher Oberförster und hieß Ezechiel Fuchs. Es war in der Familie üblich, daß alle Sprößlinge nach den großen und kleinen Propheten genannt wurden, und sein Vater hatte ihn eigentlich Daniel taufen lassen wollen; allein die Wöchnerin hatte sich einen kleinen Ezechiel eingebildet und setzte ihn mit Hilfe eines Dutzend Gevatterinnen und Muhmen siegreich durch. Papa Fuchs wurde mit seinem Daniel total geschlagen. Doch dies nur im Vorbeigehen als Familienerinnerung! Vierzig Jahre waren seitdem verflossen, und Vater Reineke, der ebenfalls fürstlicher Oberförster war, hatte inzwischen das Diesseit mit den himmlischen Gefilden, seine Hasenhaide mit den ewigen Jagdgründen vertauscht. Ezechiel war sein Nachfolger geworden, den Haushalt versah die hochbetagte Mutter, die nur noch den Wunsch hatte, ihren kleinen Ezechiel glücklich verheirathet zu sehen. Nun wollte aber bei selbigem, der vorgeschrittenen Jahre ungeachtet, die Liebe immer noch nicht recht zum Durchbruch kommen, ja es schien, als ob er keineswegs beabsichtige, in die friedliche Stille des Forsthauses

eine junge hübsche Frau zu verpflanzen, die möglicherweise kein Bedenken trug, einen Schwarm eben so hübscher und junger Anbeter nachzuziehen.

Der Herr Oberförster war überhaupt ein eigener Mann, eine Art Sonderling. Die Natur hatte ihn ungemein stiefmütterlich bedacht, schon in seinem Aeußern. Er war sehr lang und sehr dürr und gleich einer Schotenstange, über die man einen grünen Jagdrock hängt. Er hatte Füße von wahrhaft verbrecherischer Größe, Hände wie ein Bär und Zähne wie ein Eber; seine Nase neigte sich auffallend nach der linken Seite, was er als fürstlicher Beamter tief betrauerte, und durch sein borstiges Haar schimmerte bereits mit weichem Glanz des Mondes Silberblick. Dazu kam, daß er auch das Pulver keineswegs erfunden, obschon er dessen eine ansehnliche Menge verpuffte. Sein Fach verstand er aus dem Grunde, das ist wahr, denn er war mit einem großen Instinct dazu geboren; allein was außerhalb dessen lag, war für ihn eine terra incognita, worin er sich so wenig heimisch fühlte, wie ein Pudel in Stiefeln. Er stolperte über den geringsten Gegenstand, benahm sich linkisch und erregte Lächeln, selbst das seiner betagten Mutter, doch bei dieser in einem andern Sinne; denn Mama Fuchs hielt ihren kleinen vierzigjährigen Ezechiel für das liebenswürdigste und gescheiteste „Kind" weit und breit. Der Förster selbst aber kannte seine Schwächen nur zu gut, und dies machte ihn mit der Zeit bis zu einem gewissen Grade menschenscheu. Man sah ihn selten in Gesellschaft, am wohlsten fühlte er sich in der Stille des Forsthauses, das eigentlich ein altes

Schloß mit zwei Thürmen und einer Menge verfallener Gemächer war, in der Nähe seiner Mutter, und umgeben von seinen Jagdhunden, die nicht über ihn lachten, wenn er im einfachsten Satze stecken blieb.

In solchen Stunden brachte Mama Fuchs das Gespräch regelmäßig auf das Glück der Ehe, das sie ihrem Sohne mit den lebhaftesten Farben schilderte; denn sie war in ihrer Jugend Kammerjungfer bei einer berühmten dramatischen Künstlerin gewesen und hatte einige Schauspiele gesehen. Ezechiel aber, der schon unterschiedliche Körbe erhalten, schüttelte gar wehmüthig sein Haupt und bat seine Mutter, solcherlei Gedanken aufzugeben.

„Aber soll ich denn sterben, bevor ich mein armes Kind in den Händen einer braven jungen Frau weiß, die Dich statt meiner pflegt, wenn ich nicht mehr bin?" sagte sie eines Tages.

„Ach, meine theure Mutter, sprechen Sie nicht vom Tode und — von der Ehe! Sie wissen, daß ich ein tüchtiger Forstmann, aber ein schlechter Liebhaber bin."

Ezechiel drückte sich, wenn er sich mit seiner Mutter unterhielt, stets unbefangen aus; sobald jedoch noch andere Personen zugegen waren, verirrte sich seine Beredsamkeit augenblicklich und er beging nichts als sprachliche Thorheiten.

Aber Mama Fuchs, die einst den Ezechiel durchgesetzt, räumte das Feld nicht, am allerwenigsten vor ihrem Sohne, und brachte unermüdlich neue Partien in Vorschlag.

„Da ist zum Beispiel Salzverwalters Dorchen! Siehe

einmal, mein Kind, welche Gestalt, welcher Kern, welcher Wuchs! Sie hätte Grenadier werden sollen."

„Aber sie stößt mit der Zunge an und war schon vor zwanzig Jahren mit einem Candidaten verlobt, der seitdem Komödiant geworden."

„Oder Steuereinnehmers Serene, schmachtend wie Mondschein, idyllisch wie ein Gedicht von Matthisson, leichtfüßig wie ein Reh . . ."

„Leichtsinnig wollen Sie sagen, liebe Mutter! Denken Sie doch an das Gerede im vergangenen Herbst, wo es hieß . . . als ob . . ."

Das vierzigjährige Kind fing an zu stottern und schlug verlegen die Augen zu Boden.

„Ei freilich, Du hast Recht, das war ein böses Gerede . . . streichen wir sie also aus der Liste. Aber Doctors Suse . . . was vermöchtest Du an ihr auszusetzen? Sie ist frisch wie eine Knospe, lebendig wie ein Kreisel, schwatzt lustig wie ein Staar und singt wie eine Lerche . . ."

„Aber sie ist grob wie ein Fuhrmann, flucht wie ein Landsknecht und trinkt wie ein Student."

So hatte der muthlose Förster an allen heirathslustigen Damen des Ortes etwas auszusetzen, schließlich nur an einer nicht, mit welcher seine in Eifer gerathene Frau Mutter ihr langes Register zu Ende brachte. Es war dies ein Fräulein von Schwan, welche seit einiger Zeit mit ihrer Mutter im Dorfe wohnte, fern dem theuern Pflaster der Residenz, wo ihr Vater fürstlicher Raritäten-Inspector gewesen und früh verstorben war. Fräulein von Schwan

war eine gut erzogene junge Dame von noch nicht zwanzig Jahren, bescheiden, sittsam, gebildet, eine hohe junonische Gestalt, die in die Augen fiel und, was die Hauptsache — sie lachte nie, wenn dem linkischen Forstmann im Gespräch eine Wendung entschlüpfte, die mit dem, was er sagen wollte, in keinem Zusammenhange stand.

Ezechiel erröthete bei ihrem Namen, was seiner mit einer Brille bewaffneten Mutter nicht entging.

„Du wirst roth, mein Kind. Ist das ein Geständniß?'

„Ich will nicht leugnen, daß Frau von Schwan eine höchst achtungswerthe Dame ist."

„Aber wir sprechen von ihrer Tochter, von Fräulein Natalie."

„Nun, liebe Mama ... wenn es einmal sein muß ..."

„Sprich weiter, mein herzensguter Ezechiel!"

„Wohlan denn! Wenn ich mich durchaus verheirathen soll, so möchte ich es wol mit Fräulein Natalie versuchen, die mich immer so nachsichtig behandelt. Sie gefällt mir recht gut."

„Und warum sollte sie Dir nicht gefallen! Ich bin mit Deiner Wahl einverstanden ... Fräulein von Schwan hat ausdrucksvolle Formen ... ich hatte sie in meiner Jugend ebenfalls, als ich noch in der Residenz bei meiner dramatischen Künstlerin conditionirte, die so dünn war wie eine Oblate."

Und sie gab eine lange Geschichte von der gräßlichen Magerkeit dieser Schauspielerin zum Besten, die man, wie

sich die Erzählerin ausdrückte, hätte anzünden können wie ein Schwefelholz.

Als das Geheimniß einmal von seinem Herzen war, athmete der fürstliche Oberförster freier und war fest entschlossen, die Bewerbung nicht auf die lange Bank zu schieben. Allein um keinen Preis der Welt hätte er sich unterfangen, sie mündlich anzubringen, was Mama Fuchs vorschlug; im Gegentheil blieb er dabei stehen, daß er warten wolle, bis der Zufall ihm zu Hilfe komme und er Fräulein Natalie eine schriftliche Erklärung in die Hände spielen könne — unter obwaltenden Umständen der beste Weg, den er betreten konnte. Auch blieb der günstige Zufall nicht lange aus.

Der Förster hatte eine bedeutende Holzlieferung nach der nächsten Stadt gehabt und war genöthigt, selbst dahin zu reisen, um die Gelder dafür in Empfang zu nehmen. Als seine Geschäfte beendet waren, blieben ihm noch einige Stunden bis zum Abgange der Post, welche ihn nach Hause bringen sollte, und er benutzte dies, um die Schaufenster der Kaufläden zu besichtigen, was ihm immer großes Vergnügen machte, und für sich und seine Mutter einige Kleinigkeiten einzukaufen. Am längsten verweilte er vor dem Laden eines Bilderhändlers, wo einige ausgehängte Thierstücke seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen, namentlich eines mit der Unterschrift: „Der Fuchs und sein Raub", welches einen Fuchs darstellte, der einen Vogel — offenbar einen Schwan — in seiner Schnauze davonträgt. Ein Fuchs und ein Schwan! Plötzlich fuhr dem Förster ein Gedanke durch den Kopf: das Bild war ja ganz geeignet, die Ver=

mittelung zwischen seinem Herzen und den von Schwan'schen Damen, Mutter und Tochter, zu übernehmen — er stürzte in den Laden, erhandelte den Stich und trabte, mit einem großen Plane beschäftigt, nach der Post zurück, wo eben der Postillon zur Abfahrt blies. In zwei Stunden war er wieder daheim in seinen vier Pfählen und beeilte sich, nach Begrüßung seiner Mutter, ein Schriftstück zu entwerfen, des wohlbedachten Inhalts: „Gnädige Frau möge ihm gestatten, ihr mit beigehendem Bilde einen Rebus aufzugeben! Nur so viel bemerke er zum bessern Verständnisse, daß unter dem Fuchse er selbst, unter seinem Raube aber Fräulein Natalie zu verstehen sei; er werde sich sehr glücklich schätzen, morgen, wo er sich die Freiheit nehmen wolle, der gnädigen Frau seine Aufwartung zu machen, die richtige Lösung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen." Diesen Brief abzufassen kostete dem armen Ezechiel, der nicht stark im Schreiben war, unendliche Mühe: er verdarb zwei Buch Papier und einige Dutzend Federn, ehe er damit zu Stande kam, und auch die Reinschrift machte ihm noch viel zu schaffen. Doch endlich war Alles wohlgelungen und der Jägerbursche wurde beordert, Bild und Brief mit Vermeldung des besten Respects von Seiten des Oberförsters in die Hand Ihro Hochgeboren, der gnädigen Frau von Schwan niederzulegen, was von dem Burschen, der früher Unteroffizier gewesen, gewissenhaft ausgeführt wurde.

Am nächsten Vormittage machte Herr Oberförster Ezechiel Fuchs große Toilette, legte sein Staatskleid und seinen besten Hirschfänger an und stieg, nicht ohne Hoffnung, sogar etwas

siegesfreudig, begleitet von den Segenswünschen seiner Mutter, ins Dorf hinab, wo Frau von Schwan bei einem Bäcker wohnte, der zugleich Gemeindevorstand war. Sein Muth sank jedoch bedeutend, als er die Treppe hinaufstieg und auf der letzten Stufe vermochte er kaum noch Athem zu holen. Er blieb stehen, ja er würde umgekehrt sein, hätte er dies thun können, ohne sich vor der Bäckerfamilie bloß zu stellen. In dieser peinlichen Situation gab ihm der Gedanke an seinen geistreichen Rebus einen Theil seiner Geistesgegenwart wieder: „der Fuchs und sein Raub" konnte ja keiner Mißdeutung unterliegen. Also vorwärts! Und mit sehr zuversichtlicher Haltung trat er bei der verwitweten Frau Raritäten-Inspectorin ein, die eben ihren Canarienvogel fütterte.

„Gnädige Frau", sagte er mit niedergeschlagenen Augen, „ich habe die Ehre . . ."

Aber die gnädige Frau ließ ihm nicht Zeit, seine wohlstudirte Ansprache zu vollenden, indem sie ihn unterbrach.

„Ah, sieh da, Herr Oberförster! Sie treiben also Ihren unzarten Scherz wirklich auf die Spitze? Sie wagen es, Denjenigen unter die Augen zu treten, die Sie beschimpfen?"

Ezechiel stand wie vom Donner gerührt. Er erhob schüchtern seine „Lichter" und begegnete zu seinem Entsetzen einem essigsauren Gesicht und einer Miene wie ein losbrechendes Gewitter. Diese Wahrnehmung beraubte ihm der Sprache, während Frau von Schwan näher trat und mit steigender Heftigkeit fortfuhr:

„Meine Tochter mit einer Gans zu vergleichen . . .

Es ist abscheulich! boshaft! niederträchtig! Verstehen Sie mich, Herr Oberförster? Und Sie treiben Ihre Frechheit so weit, uns in unserer Wohnung zu überfallen? Gehen Sie, hier haben Sie ihren Wisch, und erzeigen Sie mir die einzige Gefälligkeit, sich nie mehr bei mir blicken zu lassen!"

Mit diesen Worten schob die Ergrimmte dem armen Grünrock sein Bild unter den Arm und ihn selbst zur Thür hinaus, die sie mit großem Geräusch hinter ihm abschloß.

Vernichtet schlich Ezechiel die Treppe hinunter. Seiner Unschuld sich bewußt, war er nahe daran, Thränen zu vergießen. Unbegreiflich war es ihm, welchen Schimpf er den Damen angethan haben sollte, einen Schimpf, der eine solche Behandlung, wie er erfahren, rechtfertigen könnte. Oder hätte er sich etwa im Bilde vergriffen und so das Mißverständniß selbst hervorgerufen?

Er bleibt auf der letzten Stufe, die in den Hausflur führt, stehen und entfaltet das zerknitterte Bild. Doch nein, er hat sich nicht vergriffen, es ist derselbe Fuchs, durch den er sich hat als Bewerber einführen wollen, und derselbe Schwan, der, vom Fuchs entführt, Fräulein Natalie bezeichnen sollte, die er beabsichtigte, ihrer Mutter zu rauben, das heißt zu heirathen . . . Aber nein! und nochmals nein! . . . er betrachtet den „Raub" genauer . . . Blendwerk der Hölle! . . . Die Frau verwitwete Raritäten-Inspectorin hat Recht, er hat sie und ihre Tochter schmachvoll beleidigt, denn das ist ja kein Schwan, sondern eine spottgemeine,

gewöhnliche fette Gans, die sich hat von einem Fuchse übertölpeln lassen . . .

Nun wird ihm Alles klar, wie Schuppen fällt es von seinen Augen, er überschaut die ganze Größe seines Verbrechens und stürzt wüthend über sich selbst nach der Thür, ohne die Semmeln zu bemerken, die auf den Bretern vor ihm liegen und eben in den Ofen geschoben werden sollen. Er verwickelt sich mit seinen Füßen in dem klebrigen Teige und kommt zu Fall, wobei er die Frau des Bäckers mit ins Verderben reißt, die eben aus der Küche tritt.

Eine allgemeine Verwirrung entsteht. Die Frau schreit um Hilfe, der Förster tobt und flucht, der Hund des Bäckers, der seine Herrin in Gefahr glaubt, schnappt nach den Waden des Grünrocks, Knechte und Mägde eilen herbei, ergreifen, was sie in die Hand bekommen und dringen mit Stangen, Messern, Ofengabeln auf den Dieb, für den sie den Förster halten, ein.

Doch lassen wir den Vorhang fallen!

Bald klärte sich Alles auf . . . man bat gegenseitig um Entschuldigung . . . Ezechiel erbot sich von freien Stücken, die Verwüstung zu bezahlen, die er angerichtet hatte, und kehrte niedergeschlagen, nachdem er unterwegs das verhängnißvolle Bild zerrissen, in seine alte Burg zurück, wo seine Mutter ob seines kläglichen Zustandes fast in Ohnmacht fiel.

Vom Heirathen war nicht mehr die Rede. Mama Fuchs gab sich zwar alle Mühe, ihren lieben Ezechiel anzubringen, allein ihr Lieblingswunsch ging nicht in Erfüllung und so schloß sie ein Jahr darauf die Augen, ohne ihren

„Kleinen" in den Händen einer braven jungen Frau zu wissen, die es statt ihrer sich angelegen sein ließe, ihn zu pflegen.

Jetzt, wo seit jenem Ereignisse fast zwei Jahrzehente verflossen sind, ist der Förster, der seine Menschenscheu inzwischen völlig überwunden, ein munterer Sechziger, der recht gut sprechen gelernt hat und bei besonders guter Laune auch nicht ansteht, seinen Freunden, die mit ihm allabendlich eine frohe Tafelrunde bilden, sein Abenteuer mit der Frau verwitweten Raritäten-Inspectorin mit allerlei harmlosen Bemerkungen verziert zu erzählen.

Und er lacht dann immer recht herzlich, der joviale Alte.

Der Seiltänzer.

I.

Unter lautem Trommelschlag und den kriegerischen Tönen von verschiedenen verstimmten Blechinstrumenten durchzogen an einem Herbstvormittage die männlichen Mitglieder einer Seiltänzerbande die engen Straßen einer unbedeutenden böhmischen Landstadt in der Nähe der sächsischen Grenze.

Die akrobatischen Gaukler hatten sich sorgfältig herausgeputzt und richteten durch ihre wasserblauen und rosenrothen Jacken, ihre Trikots von unbestimmter Farbe, die wehenden parfümirten Locken und hauptsächlich durch die rastlos sich wiederholenden Donnerschläge ihrer großen Trommel die Augen der ehrsamen Bewohner der Stadt auf sich. Die Fenster öffneten sich, die würdigen Matronen und deren Töchter traten vor die Häuser und lachten hell auf über den vortrefflichen Bajazzo, der die Armee seiner Collegen befehligte und unter possirlichen Sprüngen seinen weißen Spitzhut schwenkte.

Hatten die Leute am Hanswurst und seinen Possen ihre Schaulust gesättigt, so richteten sie ihre Blicke gewiß auf

den Herkules der Bande, den sehr ehrenwerthen Master John Walker, wegen seines kupferfarbenen Gesichts von seinen Collegen die Rothhaut genannt. Ebenfalls ein anlockender Gegenstand für die gaffende Menge schritt er an der Seite des Bajazzo, kenntlich an einem über die Achseln geworfenen rauhhaarigen Ziegenfell und einem bis auf den Gürtel seines Gewandes herabrollenden strohgelben Barte, sowie bewaffnet mit einer riesigen Keule von Eichenholz, deren Länge und Schwere dem Körperverhältniß des kupferfarbenen Goliath entsprach.

Zuweilen machte die Gesellschaft Halt. Dann trat der Hanswurst aus dem Kreise seiner geschminkten Gefährten und hielt ungefähr folgende Ansprache an das verehrungswürdige Publikum:

„Meine Damen und Herren! Heute Punkt zwei Uhr werden wir die Ehre haben, mit Erlaubniß des hiesigen Magistrats und einer hochwohllöblichen Polizei auf dem Marktplatz eine große Vorstellung von unserer Kunst zu geben. Meine Damen und Herren! Versäumen Sie nicht, sich zahlreich einzufinden. Es sind Umstände eingetreten, die uns schnelle Abreise zur Pflicht machen, weshalb nur noch diese eine Vorstellung stattfinden kann.“

Die eingetretenen Umstände bestanden, nebenbei bemerkt, in dem gemessenen Befehl des Magistrats an die Truppe, das Weichbild der Stadt möglichst bald zu verlassen.

Ohne jedoch diese geheimnißvollen Umstände zu erörtern, fuhr der Bajazzo jedesmal nach dieser verhängnißvollen Stelle mit erhobener, weithin gellender Stimme fort:

„Noch einmal, meine hochzuverehrenden Herren und Daman, versäumen Sie nicht, dieser allerletzten Vorstellung beizuwohnen. Sie beginnt Punkt zwei Uhr Nachmittags. Zuerst wird auftreten Signor Carlo und Sie ergötzen mit respectablen Productionen, die hier noch nie gesehen worden sind und wahrscheinlich auch nie mehr werden gesehen werden. Nach ihm wird Ihr getreuer Diener Bajazzo sich bemühen, Ihre Aufmerksamkeit auf seine unbedeutende Person zu richten. Er wird unter Anderm ein Kameel vorstellen, das durch ein Nadelöhr geht, ein außerordentliches Kunststück, dessen Erlernung ihm nicht weniger als zwei Rippen- und drei Schenkelbrüche eingetragen. Zunächst wird dann mein nie genug zu preisender Freund, Master John Walker hier . . ."

Gellendes Gelächter unterbrach den neuen Cicero, über dessen Haupte die glühende Nase des Herkules leuchtete, wie der fabelhafte Stern über den Ochsen und Eseln von Nazareth. Der Hanswurst aber, mit wahrer Löwenstimme in seiner Ankündigung fortfahrend, überschrie den Lärm:

„Ja, der unsterbliche John hier wird Ihnen staunenswerthe Beweise geben, was menschliche Kraft, trotz einer rothen Nase, vermag. Ich mache Sie noch besonders aufmerksam auf Signora Grimarsetti: sie wird sich ihren unschätzbaren Beifall erwerben durch die großartigsten Leistungen im Gebiete unserer Kunst und zum Schluß der Vorstellung auf dem gespannten Seile zum Rathhausthurm aufsteigen. Meine Herren und Damen, begnügen Sie sich mit dieser

bescheidenen Ankündigung und erfreuen Sie uns mit Ihrem gütigen Besuch!"

Der buntbelappte Hanswurst schwenkte den weißen spitzen Filzhut und die Musik begann ihren verbrecherischen Lärm aufs Neue, so daß die Fenster der nächsten Häuser zitterten. Signor Carlo hatte seinen zehnjährigen Sprößling schwarz angepinselt und für die Dauer des Umzugs in einen prächtigen kleinen Mohren verwandelt. Dieser schlug die von seinem Vater getragene große Trommel und behandelte sie wahrhaft unbarmherzig, mit einer großen Handkeule. Die übrigen Mitglieder der Bande ließen Trompeten schmettern und Hörner erklingen. Der Riese blickte majestätisch umher und schwang den furchtbaren Knüttel, den er in der Hand führte, was einen um so grimmigern Anblick gewährte, je mächtiger er dabei die wallende Mähne seines strohgelben Bartes schüttelte.

Der Hanswurst der Truppe, der „Bruder des Springaffen" genannt, war heute besonders gut gelaunt. Er war bekleidet mit rothen Türkenhosen, gelben Saffianschuhen, rother Weste und gestreifter Jacke, über die ein großer Spitzenkragen die Fülle seiner Falten und Verzierungen ergoß, und erwarb sich um so mehr den Beifall des verehrungswürdigen Publikums, als sein ernsthaftes Gesicht den seltsamsten Contrast zu seinen Possen bildete. Seine Augen, von hohen buschigen Brauen beschattet, lagen tief im Kopfe. Die Backenknochen ragten weit hervor über die bleichen eingefallenen Wangen, deren Weiße gehoben wurde durch tiefschwarzes, auf die Schultern herabwallendes Haar. Seine

Stirn war hoch, aber vom Pfluge des Kummers und der Leidenschaften gefurcht. Er lachte nicht, er grinste vielmehr, wenn er lachte, und dieses widerliche Grinsen erwarb sich den lautesten Beifall der Zuschauer; denn es sah so lächerlich aus, wenn der lustige Mann seine weißen Zähne wies . . .

Als der Umzug vorüber war, begaben sich die Künstler in den Gasthof zurück, in welchem sie wohnten. Die Mittagszeit war gekommen und die meisten von ihnen beeilten sich, die Forderungen des hungrigen Magens zu befriedigen. Signor Carlo und der zarte Sprößling seiner Lenden benagten ein keineswegs an Fettsucht heimgegangenes Huhn. Master John arbeitete an einem saftigen Nierenbraten, dem er empfindliche Niederlagen beibrachte, und ließ dazu ein Glas Branntwein nach dem andern über seine Lippen gleiten. Neben der Rothhaut saß, ohne zu essen, der Bajazzo, den Kopf in die Hand gestützt, und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Eben hatte der Riese seine Mahlzeit vollendet, als sein Blick auf den Hanswurst fiel. Er legte seine schwere Hand auf dessen Schulter und flüsterte ihm zu: „Es bleibt dabei, ich stehe Dir zu Diensten."

Der Bajazzo stand auf.

„Erwarte mich hier!" flüsterte er dem Riesen zu. „Die Stunde der Entscheidung naht, ich zähle auf Dich in allen Stücken. Ich habe Dir einst das Leben gerettet . . ."

„Ich vergesse es nicht."

„Es ist der einzige Dank, den ich verlange: stehe mir heute bei . . . vielleicht bedarf ich Deiner Hilfe.“

„Ich gebe Dir mein Wort darauf, zähle auf mich!“

Die Blicke der Männer begegneten sich, sie drückten einander die Hand.

Eine Minute später stieg der Hanswurst die schmale hölzerne Treppe hinauf und trat ohne Umstände in das kleine Zimmer, welches Signora Grimarsetti, die Perle der Truppe, der unschätzbare Edelstein der Bande, bewohnte. Die Seiltänzerin stieß bei seinem Eintritt einen leisen Schrei aus und flüchtete in die Nähe des Fensters.

Eine fürchterliche Pause entstand.

„Hier bin ich wieder,“ sprach endlich der Hanswurst, erschöpft auf einen Lehnstuhl sich stützend. „Habt Ihr einen Entschluß gefaßt?“

Das Mädchen zitterte heftig, legte seine weißen Hände auf die Brust und sah stumm flehend zu dem finstern Manne empor.

„Also nicht? Ihr beharrt auf Eurem Eigensinn?“

Ohne dieser Frage Beachtung zu schenken, stammelte das Mädchen in reizender Verwirrung: „Ich habe Euch so sehr gebeten, laßt mich Eure Freundin, Eure Schwester bleiben . . .“

„Und ich,“ keuchte der Hanswurst, „habe Euch so sehr gebeten, daß Ihr mir Eure Hand reicht . . . Ihr sollt mein Weib werden.“

Er richtete sich kerzengerade auf und zerdrückte mit eisernen Fingern den Stuhl, der vor ihm stand.

Die junge Seiltänzerin schluchzte laut. Aus dem blauen Vergißmeinnicht ihrer schönen Augen glitt ein blitzendes Geschmeide von Thautropfen nieder zu den weißen Lilienwangen.

Der rührende Anblick schien sogar des Bajazzo Herz zu bewegen.

„Anna, oder vielmehr Signora Grimarsetti", sprach er, „Ihr seid mir großen Dank schuldig. Ich muß Euch heute daran erinnern. Ich habe Euch beschützt, seit sechzehn Jahren bewache ich Euch wie einen Schatz, der mir gehört."

Die Weinende senkte das Köpfchen.

„Ich bin der Einzige, der Eure Eltern kennt", fuhr er fort, „werdet die Meine und ich mache Euch glücklich!"

„Glücklich?" seufzte die Seiltänzerin. „Freilich, muß es süß sein, an dem Halse eines Vaters zu weinen, an seine Brust zu betten die verwelkten Knospen der Hoffnungen und Wünsche. Es muß süß sein, den Namen der theuren Mutter zu stammeln, sie zu pflegen in ihrem Alter, sie zu lieben und wieder von ihr geliebt zu werden."

„Ein Wort von Euch, Anna, und ihr genießt dieses Glück", erwiederte der Hanswurst. „Ein Ja von Euren Lippen, das unsere Geschicke aneinander kettet, genügt, Euch Euren Eltern wiederzugeben".

Das Mädchen antwortete nicht, ihre Brust wogte heftig, ein schwerer Seelenkampf sprach aus ihrem verstörten Antlitz.

„Seht einmal dorthin nach Norden", fuhr der Versucher fort und öffnete das Fenster. „Ein blaugrüner Streifen zeichnet sich ab am Horizont. Das sind die Gebirge im Süden von Sachsen. In ihren von Bächen zerrissenen

Waldthälern liegt ein einsames Dorf. Dort wohnen Eure Eltern, dort vertrauern sie den Herbst ihres Lebens in Sehnsucht nach dem geliebten geraubten, für sie lebendig todten Kinde. Anna, weist meine Hand nicht zurück, ich führe Euch zu Euren Eltern. Ihr antwortet nicht? Anna, theure Gefährtin meiner Jugend, Anna, mein Einziges, das ich liebe, verehre, anbete, bedenkt: ob es nicht schrecklich ist, an einem Grabe zu weinen . . . es ist immer ein Trost, zu wissen, hier ruhen die Gebeine eines uns entrissenen Lieben; aber eine Folter ohne Ende ist es, Jemand als todt beweinen zu müssen, dessen Grabhügel uns unbekannt ist. Er ist auf dem Meere verunglückt, und das Auge hängt an der öden Wasserwüste. Vielleicht sehen wir ihn doch wieder, flüstert unaufhörlich die Stimme der Hoffnung, und ein Tag nach dem andern vergeht mit demselben Wechsel der Erwartung und Enttäuschung. Ein solcher Zustand übertrifft den Tod an Qual, und solche Qual empfinden Eure Eltern. Tag und Nacht foltert sie der Gedanke an Euch, Anna . . . Ihr könnt todt sein, Ihr könnt noch leben . . . Anna, glaubt, Ungewißheit ist schrecklicher als die schrecklichste Gewißheit. Wollt Ihr Eure Eltern im Jammer lassen, bis sie verzweifelnd von hinnen fahren?"

Bei der Erwähnung ihrer Heimat hatte die Seiltänzerin sehnsüchtig die Arme nach der Himmelsgegend gestreckt, wo der blaugrüne Streifen — das Erzgebirge — einer unbeweglichen Riesenschlange gleich über der Erde lag; aber ihr Mund blieb stumm für das Wort, das ihr Gefährte von ihr forderte. Sie haßte ihn nicht . . . die sanfte Taube

vermag nicht zu hassen; sie verabscheute ihn nicht . . . die Knospe der weißen Rose athmet nur Versöhnung und Vergebung; aber sie fürchtete ihn, den gräßlichen Mann mit dem Scherze auf der Lippe und der Verzweiflung im Herzen.

„Ich werde meine Eltern nicht wiedersehen", sagte sie tonlos und ihre Arme sanken kraftlos nieder.

Der Seiltänzer zuckte zusammen.

„Ist das Eure Antwort auf meine Frage?" stöhnte er mit heiserer Stimme.

„Sie ist es! Geht, ich habe Euch nichts mehr zu sagen."

Der Bajazzo tobte nicht, wie er wol früher gethan, wenn er gleiche Antwort erhielt . . . er schrie nicht auf in Grimm und Wuth: den Kopf tief auf die Brust gesenkt schlich er langsam aus dem Zimmer und trat in die Gaststube. Der Hercules, der noch zechend an einem Tische saß, sah ihn fragend an.

„Sie verschmäht mich", flüsterte ihm der Seiltänzer zu und stürzte ein großes Glas Branntwein hinunter. „Komm', John, wir wollen an unsere Arbeit gehen."

Die Männer verließen schweigend den Gasthof.

II.

Nachmittags noch vor zwei Uhr war die halbe Einwohnerschaft der Landstadt auf dem Marktplatz um die gezogenen Barrièren versammelt.

Die Vorstellung begann genau zur bestimmten Stunde. Einige der Künstler ließen wieder Trompeten und Trommeln ertönen und arbeiteten um so lebhafter, je weniger Maestro Carlo die Erwartungen der Zuschauer befriedigte. Dagegen rissen die Leistungen des Bajazzo zu allgemeiner Bewunderung hin, und auch der Hercules mit dem Ziegenfell und dem langen strohgelben Barte fand verdienten Beifall. Ein Riese aus den untergegangenen Geschlechtern der Vorzeit schien er aufgestanden aus seinem Grabe, um den Kindern der Gegenwart zu zeigen, was Menschenkraft und Menschenkühnheit vermögen. Schwere steinerne Kugeln schleuderte er mit Leichtigkeit in die Luft, um sie aufzufangen auf der Fläche des ehernen Nackens; er spielte mit Zentnergewichten wie Kinder mit Fangbällen, er allein hob und bewegte Lasten, welche den vereinten Kräften von mehreren starken Männern widerstanden haben würden.

Ein wahrhaft wüthender Beifallssturm aber tobte durch die Reihen der Zuschauer, als Signora Grimarsetti aus dem Zelte von grauer Leinwand, welches als Ankleidezimmer diente, hervortrat und mit anmuthigem Lächeln das Publicum begrüßte.

Der Hercules und der Bajazzo wechselten geheimnißvolle Blicke . . .

Signora Grimarsetti — wir behalten den Künstlernamen des Mädchens bei — zählte dem Anschein nach achtzehn Jahre. Ihr kastanienbraunes Haar fiel in wunderlieblichen Locken über die Elfenbeinschultern. Ihr blaues träumendes Auge übertraf an Schönheit die Pracht eines wolkenlosen

Himmels, und ihre feingeschnittenen Lippen, die Vorhänge vor zwei Perlenreihen von kleinen Zähnen, wetteiferten mit der Pfirsichblüte an Lebhaftigkeit und Frische. Die bleiche Wange war von Zinnober bedeckt, rührende Schwermuth umflorte den Blick der reizenden Jungfrau.

Der Hercules näherte sich seinem Freunde, dem er etwas leise ins Ohr flüsterte. Der „Bruder des Springaffen" antwortete nicht, sondern zuckte verächtlich die Achseln. An seinen Mundwinkeln war ein leichter Schaum sichtbar, sein Auge roth unterlaufen, die Haut an seinen Lippen vertrocknet, seine von keiner Schminke übertünchte Wange trotz der furchtbaren Aufregung, in der er sich befand, bleicher als gewöhnlich.

Manches Männerauge erglühte sinnlicher, als das holde Kind jetzt auf dem Seile die Zauber ihrer Kunst zu entfalten begann. Die Schönheit ihrer Formen trat dabei in entzückender Weise hervor, und die jungen Leute, welche dem Schauspiel beiwohnten, waren wol in ihrem Rechte, wenn sie der Künstlerin rauschenden Beifall spendeten.

Nach einer längeren Zwischenpause, die der Hanswurst mit Purzelbäumen und ähnlichen Possen ausfüllte, bestieg Signora Grimarsetti das vom Marktplatz bis an den Rathhausthurm gezogene Seil. Der „Bruder des Springaffen" reichte ihr die Balancirstange.

„Glückliche Reise", flüsterte er ihr dabei zu und maß sie mit einem entsetzlichen Blicke.

Die Seiltänzerin erbleichte noch tiefer; doch blieb ihr keine Zeit, sich mit dem seltsamen Worte des Bajazzo zu

beschäftigen, sie war vielmehr gezwungen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Weg, den sie vor sich hatte, zu richten.

Langsam stieg sie auf dem starken Seile aufwärts, vorsichtig, kühn, ohne Furcht ...

Alle Augen, alle Herzen waren nach ihr gerichtet, der Athem der Zuschauer stockte, wol die meisten fühlten jene unbeschreibliche Bangigkeit, welche die Brust beim Anblick halsbrecherischer Unternehmungen zusammenschnürt.

Sie war jetzt in der Mitte des gefahrvollen Weges angelangt.

Der „Bruder des Springaffen" lehnte anscheinend gleichgiltig an einem Balken, in der Nähe des Riesen, der mit der linken Hand in seinem langen strohgelben Barte wühlte.

Der Kopf des Seiltänzers lag auf der Brust ... kalter Schweiß stand auf seiner Stirn ...

In diesem Augenblicke ertönte ein gräßlicher Schrei, der Hanswurst hob rasch den Kopf und sah in demselben Moment die Künstlerin vom zersprungenen Seile aufs Pflaster herabstürzen.

„Es ist geschehen!" murmelte er zwischen den Zähnen.

In der Nähe des Rathhauses befand sich ein Brunnen, von Säulen umgeben, welche ein Schieferdach trugen. Als das Seil riß, schmetterte das unglückliche Mädchen auf dieses Dach, ihr Gehirn spritzte umher, der Edelstein der Bande, die Perle der Truppe war nicht mehr.

Der Leichnam der Verunglückten wurde in den Gasthof gebracht, wohin auch die Seiltänzer zurückkehrten, da durch

das tragische Ereigniß ihre Vorstellung natürlich unterbrochen worden war. Der Riese zerdrückte eine Thräne in seinem Auge.

„Das Herz thut mir weh", sagte er zum Hanswurst, der schweigend an seiner Seite ging.

„Ich habe nichts davon empfunden", erwiederte der Bajazzo.

„Sie war noch so jung."

„Und so schön!" spottete der Bruder des Springaffen.

„Sie ist nun todt."

„Und eben deshalb glücklicher als wir: selig sind die Todten! Doch . . . halte Dich für heut' Abend bereit! Ich versprach Dir zehn Goldstücke, wenn Du mich begleitest, und ich verspreche Dir noch zehn, wenn Du mein Gepäck in Sachsen an Ort und Stelle ablieferst."

Der Athlet stieß das Geld verächtlich zurück und sprach, die Stirn in finstere Falten legend:

„Meinst Du, ich sei der Mann, der für Geld morden hilft?"

„Du nennst es Mord, ich nenne es Rache."

„Mir gleich, Springaffe, aber wenn Du mein Freund bleiben willst, sprich nicht mehr von Bezahlung!"

Dabei stieß er seinen Collegen linkisch in die Seite. Der Seiltänzer blickte finster zu Boden und steckte das Geld wieder zu sich.

III.

Es war um die elfte Stunde der Nacht. Aus der Kammer, die der Bruder des Springaffen bewohnte, traten zwei Männer in Mänteln und schlichen vorsichtig in den

Hof des Gasthauses, wo in einem Holzschuppen der Leichnam des verunglückten Mädchens lag. Der eine der Männer hielt eine Blendlaterne, der andere einen Sack von grober Leinwand unter dem Mantel verborgen.

„Habt Ihr die Brantweinflasche bei Euch?" fragte der Erste, der die Blendlaterne trug. Es war der Bajazzo.

„Ob ich sie bei mir habe!" flüsterte mit wohlgefälligem Lächeln der Zweite.

„So kommt, Hercules! Gehen wir an unser Werk! Wir haben noch einen weiten Weg vor uns."

„Mir einerlei, wenn die Flasche gefüllt ist!" entgegnete die Rothhaut.

Sie traten in den Hof, schlichen mit lautlosen Tritten nach dem Holzschuppen und öffneten das Schloß. Hierauf drangen sie in das dunkle Behältniß.

Der Seiltänzer leuchtete mit der Blendlaterne.

„Hier liegt sie!" sagte er leise. „Schiebt den Leichnam in den Sack und macht, daß wir von hinnen kommen."

Die halbbetrunkene Rothhaut gehorchte, einem abgerichteten Thiere gleich, welches die Befehle seines Herrn ausführt.

Die Männer traten wieder in den finstern Hof, überstiegen eine Mauer, die zu einem Garten führte, und befanden sich bald im Freien. Stumm schritten sie die Landstraße entlang, der Grenze von Sachsen entgegen. Der Riese trug den Sack mit dem Leichnam auf dem Rücken.

Die Nacht war dunkel. Nur einzelne Sterne wiegten an der unermeßlichen Fläche des Himmels ihre brennenden

Kelche. Ueber die herbstlichen Gefilde ringsum hatte die Ruhe ihr segnendes Füllhorn ergossen, die Flur athmete kaum, und nur zuweilen unterbrach das Rasseln eines fallenden gelben Blattes, der Schrei eines Raubvogels, das Bellen eines Hundes in einem entfernten Dorfe die tiefe Stille.

Lautlos, ohne Wort und Gespräch, verfolgten die beiden Seiltänzer ihren Weg, bis sie jenseit einer Bergkette in einen Thalkessel hinabstiegen, in welchem die zerstreuten Häuser eines Dorfes sichtbar wurden.

Dicht am Walde, der das Dorf mit grünem Rahmen umschloß, stand eine verfallene Hütte, von Schlingpflanzen überwuchert, ein Schlupfwinkel für Räuber und giftiges Gewürm.

In dieses alte Haus traten sie ein.

Der Brust des Bajazzo entrang sich ein tiefer Seufzer.

Im Dorfe schlug es eben zwei Uhr nach Mitternacht. Dem Tone der Glocke antwortete die eintönige Stimme des Nachtwächters, der die Stunde absang, und das Gebell der Hunde in den Höfen.

Durch die zersprungenen Mauern der Hütte drang die kühle Nachtluft. Die langen Brombeerstauden am blitzzerschmetterten Dache des Hauses raschelten, flüsterten und lispelten unheimlich an den Wänden.

„Wir sind am Ziele", sprach der Hanswurst und setzte die Blendlaterne an die Erde.

Der Riese legte seine blutige Last nieder und griff zur Flasche.

„So ist's recht!" ermunterte ihn sein Gefährte. „Es ist kalt, bringe Feuer in Deine Adern!"

Der Riese nickte unter unverständlichem Murmeln mit dem Kopfe und trank weiter.

„Ich lasse Dich jetzt allein", fuhr der Seiltänzer fort; „doch sollst Du nicht lange auf meine Rückkehr zu warten haben. Hole inzwischen aus dem nächsten besten Bauerhofe einige Reißigbündel herbei, schichte sie hier auf und verbirg Dich, sobald Du mich zurückkommen hörst."

Immer mit der Flasche beschäftigt, gab der Riese ein Zeichen der Einwilligung. Der Seiltänzer dagegen verließ die Stätte der Zerstörung, schlüpfte einem Schatten gleich, durch die Häuser und blieb vor einem ansehnlichen Gebäude stehen. Es war das Forsthaus. Der Seiltänzer pochte, es wurde geöffnet ...

Kaum eine Viertelstunde von der Jägerwohnung entfernt, in der von schlanken Tannen gebildeten Vorhalle, die zum Allerheiligsten des Gebirgswaldes führt, stand in der Nähe eines Baches ein roh gearbeitetes Kreuz von Granit.

Die Jahrzahl an demselben war nicht mehr genau zu erkennen, und die Vermuthung lag nahe, daß die hier im Sommer Beeren suchenden Kinder die Ziffern mit Steinen aus dem Kreuze herausgeschlagen hatten.

Die Leute aus dem Walddorfe vermieden Abends, wenn es irgend möglich war, den Pfad, der an diesem Kreuze vorbeiführte, denn man erzählte schauerliche Geschichten von diesem Orte. Der alte Gemeindehirt hatte hier einmal den leibhaftigen Satanas mit Schwanz und Pferdefuß, auf

einem fünfbeinigten Ziegenbock reitend, gesehen, und die taube Mutter Liese, die älteste Frau des Dorfes, wollte es eidlich bekräftigen, hier die Töne einer unsichtbaren Harfe gehört zu haben; darauf sei ein schwarzer häßlicher Vogel aus dem Dunkel der Tannen hervorgeflogen und habe sich auf den rechten Arm des steinernen Kreuzes gesetzt, und da sei ein großer Blutstropfen vom Kreuz heruntergefallen, in den habe der Vogel seinen Schnabel getaucht, und sei wieder zurückgeflogen in das Dunkel des Waldes.

So viel war gewiß: an diesem Kreuze hatte sich einst ein trauriges Ereigniß zugetragen.

Es war eine helle Winternacht vor länger als funfzehn Jahren, als die arme Martha ihre Hütte unten im Dorfe verließ, um in den Wald zu gehen. Ihr Mann war vor sechs Monaten beim Sprengen in einem Steinbruche verunglückt und hatte ihr außer drei Kindern und einem alten Hause, das dem Einsturz nahe war, nichts hinterlassen.

Die arme Martha wollte ein wenig Holz im Walde holen, denn daheim im Stübchen war es kalt und schauerlich. Es stand zwar ein großer Kachelofen da, aber kein Feuer knisterte in demselben, und drei Kinder hielten vergebens ihre erstarrten Finger an die kalten Thonkacheln.

Ein schwach glimmender Kienspan, in eine Ritze an der Wand eingeklemmt, beleuchtete die herzzerreißende Scene.

Das jüngste Mädchen kroch in ein Bündel Stroh, das ihr als Bett diente, deckte die wenig schützenden Halme über sich und wimmerte leise.

Ihre etwas ältere Schwester suchte Schutz in einem

anderen Winkel, in einem Lager von Heu. Das arme Kind von sechs Jahren zitterte vor Kälte und Hunger; aber es vergaß nicht die Pflicht des Herzens gegen den ewigen Lenker der Geschicke: es betete. Dann sank es nieder auf die dürren Halme, die Hände gefaltet, die Augen roth von vielem Weinen, ein Kind noch, und doch lebenssatt, müde bis zum Sterben.

Das älteste Kind, ein schwarzköpfiger Knabe von zehn Jahren, lief in der Stube auf und ab, um sich zu erwärmen. Sein Gesicht war ganz verschieden von den Leidensgesichtern seiner Schwestern: während in jenen nichts als schmerzvolles Dulden, stille Ergebung in das unbeugsame Schicksal, Schlaffheit und Gleichgiltigkeit gegen die möglichen Ereignisse der Zukunft zu lesen waren, zeigte sein Antlitz Trotz und Haß, ohnmächtige Wuth und Verachtung der Leiden, die gegen sein junges Leben anstürmten. Er hungerte, doch entglitt keine Klage seinen fest auf einander gepressten Lippen; er fror, aber er weinte nicht, er betete nicht, er trotzte . . .

Mutter Martha konnte den Anblick ihrer Kinder, der ihr das Herz zerriß, nicht ertragen, wenigstens sollten die armen Kleinen nicht frieren, wenn sie auch heute deren Hunger nicht stillen konnte, denn die letzte harte Brodrinde war aufgezehrt. Das unglückliche Weib ging in den Wald.

Dort, wo am Holzschlag des aufgespeicherten Holzes Fülle sich ausbreitete, an derselben Stelle, wo jetzt das Kreuz sich erhebt, raffte sie Reißig und Wurzelwerk auf, machte ein Bündel und trat den Rückweg an.

In demselben Augenblicke ertönte ein lautes Halt! hinter

ihr. Es war der Förster, der ihr still zu stehen befahl. Die arme Frau hatte kaum den Ruf vernommen, als sie ihr Bündel von sich warf und die Flucht ergriff. Noch einmal tönte das schauerliche Halt! und als sie auch jetzt nicht stehen blieb, legte der unbarmherzige Jäger an und schoß sie nieder.

Mit zerschmettertem Kopfe sank die Unglückliche zusammen, ohne einen Laut auszustoßen, und die Hunde kamen und leckten das Blut der Erschossenen und heulten ihr in der Einöde des winterlichen Forstes ein entsetzliches Todtenlied.

Die arme Martha wurde in einem Winkel des Kirchhofs beerdigt. Von ihren drei Kindern, welche der öffentlichen Mildthätigkeit verfielen, starben die zwei jüngsten nach kurzer Zeit; der Junge aber lief in die weite Welt, und nie mehr wurde von ihm im Dorfe gehört.

IV.

In dem verfallenen Hause der Witwe saß jetzt — es mochten sechzehn Jahre nach jenem blutigen Ereigniß vorübergegangen sein — die Rothhaut. Die Anordnungen des Seiltänzers waren ausgeführt; der Riese hatte eine Menge Reißigbündel gestohlen und einen Theil der Hütte damit angefüllt.

Gegen drei Uhr wurden Tritte hörbar, und der Athlet verbarg sich hinter einer Hecke in der Nähe des Ortes, wo einst der Ofen gestanden.

Bald darauf trat der Seiltänzer in das Haus, einen Mann an der Hand mit sich fortführend.

„Wir sind an Ort und Stelle", sprach er zu seinem Begleiter, der beim Eintritt in die Hütte zitterte. „Wir werden lange allein bleiben."

„Ich werde also mein Kind wiedersehen?" fragte der Mann.

„Zweifelt Ihr an meiner Zusage?"

„Wie sollt' ich zweifeln! Ist doch das Medaillon, das Ihr mir brachtet, dasselbe, das Anna trug, als sie von Zigeunern geraubt wurde. Sechzehn Jahre sind vergangen, seit mir mein Kind gestohlen wurde. Heute erhalte das erste Zeichen, daß sie noch am Leben ist."

„Sechzehn Jahre!" sprach der Seiltänzer mit dumpfer Stimme, während er auf einem eingestürzten Stück Mauer Platz nahm und seinen Begleiter neben sich niederzog. „Sechszehn Jahre! Das ist seltsam, Herr Förster; denn auch mir wurde um jene Zeit ein theures Herz entrissen, gerade wie Euch . . ."

Der Förster seufzte. Der erste Stral des die Wolken durchbrechenden Mondes fiel durch die geborstene Mauer der Hütte auf sein kummervolles Gesicht.

„Ich will Euch erzählen, was mir davon im Gedächtniß geblieben", fuhr der Seiltänzer fort. „Auf Eure Theilnahme kann ich ja rechnen, da wir gleiches Geschick theilen."

„Erzählt!" sprach der Förster mit leichtem Griff an seine Doppelbüchse.

„Meine Geschichte ist kurz wie ein Kindermärchen und

beginnt auch so", sprach der Hanswurst. „Es war einmal eine arme Frau, deren Mann war todt und hatte ihr nichts hinterlassen, als drei Kinder und eine Hütte, etwa so groß, wie diese und vielleicht ebenso alt . . ."

Der Förster bebte.

„Die Hütte, die ich meine, war die schlechteste im ganzen Dorfe und ihre Bewohner die ärmsten im Lande", fuhr der Seiltänzer fort, dem Förster näher rückend. „Die Frau verdiente wenig, und die Kinder hatten oft kaum trocknes Brod zu essen. Da kam einmal ein harter Winter, wie er nicht gekommen seit Menschengedenken. Das dürre Reißig der armen Witwe ging zu Ende, die Kinder froren. Nichts Warmes im Leibe . . . nichts Warmes auf dem Leibe . . . kein Feuer im Ofen . . . das ist freilich hart: nur wer es selbst erlebt hat, begreift es."

Der Förster bebte heftiger.

„Der trostlosen Mutter brach das Herz", erzählte der Seiltänzer weiter, „und eines Abends ging sie hinaus in den Forst, um dürres Holz zu stehlen. Da kam der Förster und schoß die Diebin nieder, wie ein Stück Wild, und die Todte wurde ohne Sang und Klang begraben in einem Winkel des Kirchhofs bei den Selbstmördern. Die Kinder froren wie zuvor. Zwei davon starben, noch ehe der Frühling kam; das dritte aber, es war ein Knabe, blieb am Leben, und der Knabe gelobte am Grabe seiner Mutter, sich zu rächen an dem grausamen Schützen. Er hat sein Wort gehalten. Als der Sommer kam, trieb sich eine Zigeunerbande in der Nähe des Dorfes herum, und die Zigeuner

nahmen den verlassenen Knaben mit sich und gaben ihm auch eine kleine hübsche Gefährtin, das war des Jägers zweijähriges Töchterlein, das haben sie auf Anrathen des Jungen gestohlen und mit sich genommen in die weite, weite Welt. Von den Zigeunern liefen die Kinder später zu einer Seiltänzerbande, bei der blieben sie und haben der Kunst, die sie erlernten, Ehre gemacht. Signora Grimarsetti, so hieß jetzt das deutsche Mädchen, war die schönste und kühnste Seiltänzerin, ihr Schicksalsgefährte der vortrefflichste Bajazzo, der je einen Purzelbaum geschlagen. Der Hanswurst liebte das Mädchen, aber seine Liebe wurde nicht erwiedert, und da fiel es ihm ein, dem Vater seine Tochter zurückzugeben. Die Truppe befand sich gerade in der Nähe des Dorfes, wo beide geboren waren, da machte er sich auf und nahm einen lieben Gefährten sowie das herzige Mädchen mit sich."

Der Förster taumelte von seinem Sitze auf, sein Gewehr fiel zu Boden.

„Sprecht nicht weiter", stöhnte er und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, „Ihr seid . . ."

„Jener Knabe? meint Ihr", schrie der Seiltänzer, ebenfalls aufspringend. „Ihr täuscht Euch. Die arme Frau war allerdings meine Mutter und Ihr" — er packte den alten zitternden Mann an der Brust — „habt sie ohne Erbarmen niedergeschossen; aber der Knabe ist ein Mann geworden und hat sich gerächt . . ."

„Erbarmen!" flehte der Förster. „Ihr wolltet mir meine Tochter zurückgeben; erfüllt Euer Versprechen, und ich gebe Euch Alles, was Ihr verlangt."

„Ein Mann, ein Wort!“ hohnlachte der Seiltänzer. „Ich bringe Euch Eure Tochter . . . hier ist sie.“

Mit gewaltigem Ruck den Sack zerreißend, welcher den Leichnam des unglücklichen Mädchens verhüllte, machte er den zerschmetterten Körper bloß und stieß den Mörder seiner Mutter über das Opfer seiner Rache.

Der alte Mann taumelte und fiel ohnmächtig auf sein gemordetes Kind.

Der Seiltänzer benutzte diesen Augenblick, ergriff ein Strohbündel, zündete es an der Blendlaterne an und setzte den Reißighaufen in der Hütte in Flammen.

„Das Werk ist vollendet!“ sprach er zum Riesen. „Komm', Rothhaut, wir haben hier nichts mehr zu schaffen.“

Die beiden Männer verließen die Stätte des Jammers.

Bald brach aus der Hütte ein rother Schein, dann die volle lichte Flamme. Das Feuer hatte das Haus ergriffen, das bald in sich zusammenstürzte und den Förster und sein Kind begrub.

V.

Noch vor Tagesanbruch war der Riese wieder unbemerkt in den Gasthof zurückgekehrt, doch ohne seinen Freund, der ihn vor der Stadt verließ und den Weg ins Innere von Böhmen einschlug.

Die Behörden forschten vergebens den Urhebern des Leichenraubes nach.

Der Hanswurst und die Rothhaut sahen sich erst nach langen Jahren wieder, als Vertheidiger einer Barrikade in Dresden während der Revolution im Mai 1849. Sie kämpften drei Tage neben einander und wichen erst, als der Befehl zum Rückzuge nach Freiberg gegeben war. Mit pulvergeschwärzten Gesichtern verließen sie die Barrikade, sahen aber den Weg zur Flucht von Militär abgeschnitten. Mit einer kleinen Abtheilung Turner flüchteten sie in einen Keller, wo ein erbitterter Kampf begann . . . alle Freischärler fanden ihren Tod.

Der Hercules starb erst nach verzweiflungsvollem Kampfe, als der Büchsenschuß eines Soldaten ihm den Kopf zerschmetterte. Der Tanne gleich, die der Axt erliegt, stürzte der riesige Mann krachend zu Boden, kein Glied regte er mehr, still und gebändigt lag der wilde Kämpfer der Barrikaden.

Auf seinen Leichnam fiel der Bruder des Springaffen, die Brust von Bayonnetstichen durchbohrt.

„Mutter . . . ich komme . . Dein Sohn . . . kommt zu Dir . . . Anna verzeih'!" hauchte er mit brechender Stimme und verschied.

Der Unglückliche hatte nie aufgehört, die Gemordete zu lieben.

Die beiden Seiltänzer ruhen in Einem Grabe. Welches Schicksal sie nach Dresden getrieben, wer mag es wissen!

Aus der Märchen- und Sagenwelt.

I.

Der Husar von Reibersdorf.

Es war in einer Spätherbstnacht des Jahres 1830, als der damalige Pfarrer H in Reibersdorf bei Zittau mit seinem alten getreuen Cantor C. sich auf dem Heimwege von einem sogenannten „Berichten" befand.

Die Nacht war unheimlich dunkel. Die schwermüthige Stille, welche ringsum herrschte, wurde nur zuweilen unterbrochen von dem Rauschen eines dürren Blattes, welches ein dumpf aufseufzender Windstoß über die Stoppeln trieb.

Die beiden Wanderer schritten vorwärts, sich ihren Gedanken überlassend, und schon waren sie wieder in der Nähe der Häuser, als plötzlich der Cantor dem vorangehenden Pfarrer gar ängstlich auf die Achsel klopfte, mit den Fingern auf eine Stelle im Dunkeln deutete und ausrief: „Da ist Er!"

„Wer ist da?" fragte der Pfarrer.

„Der Husar", antwortete der Schulmeister mit leiser Stimme, „da geht er um seine Sandgrube herum."

Der Pfarrer blieb stehen und gewahrte, nachdem er sich orientirt, auf einer in der Nähe des Dorfes gelegenen Sandgrube ein langsam hin- und herschwebendes Licht, das ihm indeß gar nicht so fürchterlich vorkam, wie dem an allen Gliedern zitternden Cantor, der in Einem fort stammelte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„Cantor", sagte der Pfarrer mit mildem Vorwurf, „faßt Euch ein Herz und laßt uns lieber als unerschrockene, vorurtheilsfreie Männer das Irrlicht betrachten, das uns hierzu wie gerufen in den Weg kommt."

„Ja, wenn es nur ein Irrlicht wäre!" erwiederte der Schulmann. „Ich bin nicht leichtgläubig; aber sagen Sie selbst, Herr Pfarrer, ist es nicht seltsam, daß das Licht, welches wir vor uns sehen, immer nur im todten Herbst, und nie später, als zwischen acht und zehn Uhr Abends, und immer zuerst auf der Sandgrube erscheint; daß es ferner ungeheure Strecken so zu sagen in einem Nu durchläuft —"

„Kann Alles natürlich zugehen", wandte der Pfarrer, der noch immer den leuchtenden Punkt über der Grube betrachtete, ein.

„Gewiß", fuhr der Pädagog fort, „kann Alles natürlich zugehen, z. B. daß dem Husar zuweilen beliebt, in die Dorfgärten einzudringen; daß ihn Niemand anreden darf, weil er solche Störung übel vermerkt, ja daß keines Ihrer Beichtkinder ihn auch nur anzureden wagt . . ."

Mit diesen eben nicht erquicklichen Erinnerungen erlaubte

sich die Schule den letzten bescheidenen Angriff auf die Autorität der Kirche, um diese auf die Partei der Volksmeinung herüberzuziehen, nach welcher Folgendes als Thatsache feststand und allenfalls von der gesammten reibersdorfer Einwohnerschaft eidlich erhärtet werden konnte.

Von dem Dorfe etwa eine Viertelstunde in südwestlicher Richtung entfernt, befindet sich eine große Sandgrube, auf welcher im Spätherbst zuweilen ein gespenstisches Licht, fast immer zwischen acht und zehn Uhr Abends erscheint. Dieses räthselhafte Licht heißt seit Menschengedenken der Husar. Es wird erzählt, es sei einmal ein alter wüster Soldat, nachdem er ein sündenvolles Leben beschlossen, zur Sühne für sein Vergehen in die Sandgrube verbannt oder dorthin begraben werden. Davon, oder von einem in der Sandgrube verunglückten Invaliden, oder von dem zufälligen Umstande, daß einmal beim Sandholen der Leichnam eines Husars in der Grube aufgefunden wurde, soll der Spuk seinen Namen haben. Wie dem auch sei, das Licht heißt der Husar, ist von einem Irrlicht wesentlich verschieden und durchläuft große Strecken mit erstaunlicher Schnelle, fast in einem Husch, wobei es sich durch nichts beirren läßt: es überspringt alle Hindernisse, Häuser ausgenommen, um welche es herumgeht. „Der Husar kommt“, ist eine stehende Redensart der Reibersdorfer, sobald sie das Licht sehen; aber Niemand wagt dasselbe anzureden, wenn es sich dem Dorfe nähert, oder in den Gärten herumwandelt; denn der Husar will nicht gestört sein und versteht keinen Spaß.

Indem der Pfarrer sich dies ins Gedächtniß rief, be-

kräftigte er bei sich den mittlerweile gefassten Beschluß, einmal ein Exempel zu statuiren und dadurch dem Gerede ein Ende zu machen; denn es wurmte ihn, daß, nach der Versicherung des Cantors, keines seiner Beichtkinder wagen würde, den Husar gelegentlich anzureden. Dies schien ihm auf die vorgeschrittene Aufklärung des Ortes einen unerfreulichen Schatten zu werfen. Er blieb deshalb, nach dem letzten Angriffe seines Begleiters, bei seinem früheren: „Kann Alles natürlich zugehen", und indem er Das unternahm, was seinen Reibersdorfern so große Furcht einflößte, redete er das Gespenst an, welches er mit einem Scherzworte aufforderte, von seiner Grube herüberzukommen und ihnen bis ins Dorf vorzuleuchten.

„Seht, Cantor, so muß man es anfangen . . . gebt Acht, der Husar kommt nicht, und kommt er, so soll er an mir seinen Mann finden . . . Alles nichts als Aberglaube!" setzte Pfarrer H. das unterbrochene Gespräch salbungsvoll fort, nicht ohne einige Selbstgefälligkeit über seinen Einfall, sowie über den Muth, den er bewiesen; denn in dieser Weise hat noch Niemand in Reibersdorf mit dem Gespenst gesprochen. Allein sein Triumph war nur kurz; denn plötzlich kam der Husar mit einem ungeheuren Sprunge herbei und bewegte sich vor ihnen in der Richtung nach dem Dorfe. Dies schien eine Aufforderung zu sein, ihm nachzufolgen.

„Da haben wir's", wehklagte, seine Seele Gott befehlend, der Schulmonarch, und auch der Pfarrer machte in diesem Augenblicke, ungeachtet seines köstlichen Einfalls ein Gesicht, wie jener Schreiber, der immer so aussah, als

hätte er eben eine wichtige Neuigkeit vernommen Doch ließ er sich als alter Student, der seiner Zeit mehr als zehn Mal auf der Mensur gewesen, nicht so leicht werfen und schritt, nachdem er das erste Grauen überwunden, dem vor ihm herwandelnden Lichte furchtlos nach. Dadurch brachte er auch Leben in den Schulmann, der sich vor lauter Angst in Sprüngen wie eine Krähe vorwärts bewegte.

Kein Wort mehr wurde gewechselt, bis man das Dorf erreichte. Da der erste kostbare Einfall so gut abgelaufen, hielt es der Pfarrer für angemessen, mit dem Scherz fortzufahren und dem Husar für seine Dienstleistung zu danken, mit dem Ermahnen, jetzt, da sie seiner nicht mehr bedürften, auf seine Sandgrube zurückkehren. Er mochte nicht glauben, so leichten Kaufes davonzukommen; allein das Gespenst verabschiedete sich auf der Stelle und begann, nach einem riesigen Sprunge, seine monotone Wanderung um die Sandgrube wieder in früherer Weise. Aber gerade in diesem räthselhaften Gehorsam lag etwas unbeschreiblich Entsetzliches, das mit eisiger Gewalt jeden philosophischen Widerstand erstickte. Dem Schulmeister knickten vor Furcht beide Beine, und selbst dem muthigen Pfarrer stiegen die Haare zu Berge. Beide langten in einem sehr kläglichen Zustande in der Pfarrwohnung an, wo der Schulmeister erst bei einem Glase Glühwein seine Besinnung wieder erhielt. Das Abenteuer wurde noch lange nach allen Seiten hin besprochen, doch keine Auflösung gefunden.

Weniger gute Laune zeigte das Gespenst bei einer andern Gelegenheit.

Beim Häusler Wolf, einem Leinweber, der sich aber auch in der Kirche als Baßposaunenbläser nützlich zu machen wußte und deshalb im Kirchspiel in besonderem Ansehen stand, waren eines Abends mehrere Nachbarn versammelt, als es plötzlich hieß: „Der Husar kommt!" und man vom Fenster aus das einsame Licht auf der Sandgrube erblickte.

„Na, da ist ja der Spuk wieder", sprach der Schneider Kother zum Leinweber. „Nun könnt Ihr's ausführen, womit Ihr schon lange dick gethan . . ."

„Ich?" ließ sich der Posaunist kleinlaut vernehmen.

„Versteht sich, Ihr! Oder habt Ihr nicht bei der Taufe meines Jüngsten, als das Gerede auf den Husar kam, Euch hoch und heilig verschworen, denselben, so wie er Euch in den Weg kommt, anzurufen? Na, heute ist Gelegenheit dazu, Gevatter, und das Ding sieht wahrhaftig nicht darnach aus, als wenn ein unerschrockener Mann wie Ihr davor Furcht zu haben brauchte."

„Nein, wirklich nicht!" sprach sich der Leinweber mit wahrem Baßposaunentone selbst Muth zu und beobachtete durchs Fenster die wandelnde Flamme; doch bedurfte es noch wiederholter Aufforderungen von Seiten des schadenfrohen Schneiders, ehe er den Kopf zum Fenster hinaussteckte und, zum Spuk gewendet, ein laut gellendes, spottendes Pfeifen ertönen ließ. Aber der Frevelthat folgte die Strafe auf dem Fuße, indem das brennende Gespenst in einem gräßlichen Hui! von seiner Sandgrube aus ihm ins Gesicht sprang, sodaß er mit fürchterlichem Geschrei in die Stube zurückprallte und dabei den Fensterrahmen mit sich riß.

Viele Tage lang hatte Wolf — zur heimlichen Freude des Schneiders, der sich vor Vergnügen die Hände rieb — einen geschwollenen Backen von der Größe eines ausgewachsenen Kürbisses, und der gehabte Schreck warf ihn in der Folge sogar auf ein ernsthaftes Krankenlager.

Seitdem hat Niemand mehr den Husar angerufen, und unangefochten wandelt er zur Zeit der rothen Blätter und blumenlosen Wiesen, wenn die Wandervögel schon lange nach Süden gezogen, um seine Besitzung, die Sandgrube — ein brennender Ahasver, ein leuchtendes Geheimniß der Gegenwart, des nüchternen modernen Treibens, in dessen poesielosem Strudel eine Sage nach der andern und ein Märchen nach dem andern untergeht.

II.

Die erste Maikur.

Der Winter saß in seinem krystallenen Palaste, neben ihm seine Gemalin Eisblume. Es war ein finsterer stattlicher Herr, der König Winter, mit langem grauen Bart und einer funkelnden Krone auf seinem Haupte, die war von Diamant und in den Diamanten schliefen erfrorene Sonnenstralen. Königin Eisblume dagegen erschien neben ihrem finstern Gemal wie eine liebliche weiße Rose, ihre Wangen waren schneeweiß und ihre Hände durchsichtig wie Glas. Ein langes, aus Silberfäden gewebtes Gewand verhüllte ihre schöne hohe Gestalt, und an ihrem Gürtel von weißer Seide blitzten Perlen.

Und wie der Winter mit seiner Gemalin so in seinem Palaste saß, da flog plötzlich von Mittag her ein lauer Wind in rasch sich wiederholenden, nach kurzen Zwischenräumen gleichsam unwillkürlich fortrollenden Stößen über die Flur . . .

Der König bebte zusammen . . . ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Was seufzet Ihr?“ fragte Königin Eisblume und legte ihre durchsichtige Hand auf die trübe Stirn des Königs.

„Ach, warum sollt' ich nicht seufzen!“ sprach der Winter. „Fühl' ich nicht den heißen Athem des Südens an meinen Wangen, den glühenden Pulsschlag der Wüste, das sengende Herzklopfen der Einöden hinter den Pyramiden? Hör' ich nicht den unsichtbaren Botschafter des Frühlings an die Pforten meiner Burg klopfen?“

Sprach die Königin Eisblume dagegen: „Ihr seid doch ein gar mächtiger und gewaltiger Herr, mein theurer Gemal! Warum legt Ihr nicht Eure silberne Rüstung an und stürmt, mit dem Schwerte des Todes in der Hand, dem Knaben entgegen, der da kommt, Euch des Thrones zu berauben?“

„Jeder Widerstand ist vergeblich“, antwortete der König. „Wißt, ein ewiges Gesetz bezeichnet und grenzt ab die Dauer meines Reichs. Vasall des allmächtigen Weltkönigs, muß ich die Befehle vollziehen, die er mir ertheilt. Ich bin König, aber nur durch ihn. Beugen wir uns seinem Willen! Er befiehlt, daß wir diesen Palast verlassen und gen Mitternacht ziehen, warum? wir wissen es nicht; doch ziemt uns, zu gehorchen!“

Der König sprach's, und sein silberzackiger Bart fiel gegen seine gläserne Brust, daß es weithin klirrte und klapperte durch die glänzenden, glitzenden und blitzenden Eissäulen seines kalten, wankenden Palastes. Und vom Haupte nahm er die diamantene Krone mit den erfrorenen Sonnenstralen und schüttelte aus seinem wallenden Nebelhaar

die letzten Flocken, die langsam auf die Flur niederfielen, um zu sterben — eine nach der andern . . .

Und wiederum trieb der Mittag den lauen Windstrom nach Norden, und die diamantene Krone des Winters schmolz, und die erfrorenen Sonnenstralen flatterten neubelebt aus dem zerfallenden Königsschmuck, schlugen die glänzenden Flügel zusammen und wirbelten klingend hinauf in die Einsamkeit der Lüfte, in die Unermeßlichkeit des Weltraumes.

Da trat der König aus seinem Palast und wandelte mit Riesenschritten gen Mitternacht. Seine Gemalin Eisblume lag auf seinem Arme wie ein schönes bleiches todtes Kind, und ihr langer weißer Schleier flatterte weithin von dem Arme des riesigen Gemals über die hohen Berge.

Und zum dritten Male rollten die raschen Wellen des heißen Luftstromes aus den offenen Pforten des Mittags, die Erzriegel der Gefilde sprangen, und die Schneeglöckchen fingen an, das Auferstehungsfest des Frühlings einzuläuten.

Und wie das liebliche Geläut ertönte, leise, süß, geheimnißvoll, ein klingendes singendes Gebet — da schlug das Veilchen seine blauen Augen auf, die tiefdunkeln träumenden Wunderaugen — da streckte der Krokus seine weißen gelben und wasserfarbenen Fahnen aus seinem grünen Blätterhaus, um den einziehenden Frühling zu bewillkommen, und hoch über den Brautnachtküssen der Aurikel und Himmelsschlüsselchen wirbelte die erste Lerche den unsterblich schönen Lobgesang des Lenzes, die heiligen Dithyramben der Freiheit und der Liebe.

Am Fenster der elterlichen Wohnung standen zwei Kinder, ein rothbäckiger Knabe mit braunem Lockenhaar, und ein kleines flachsblondes Mädchen, mit zarten, nur von leisem Roth angehauchten Wangen.

Da kam die jugendliche Maisonne, klopfte mit goldenem Finger ans Fenster und rief: „Kommt mit!" und ein brauner Käfer summte an ihnen vorbei und rief auch: „Kommt mit!"

Die Kinder horchten hoch auf und sahen einander an — zu sprechen brauchten sie nicht, denn sie wußten schon, was sie sich zu sagen hatten, und so nahmen sie einander bei der Hand und traten vor die Thür. Und wie sie vor die Thür traten, war der Sonnenstral flugs bei der Hand und funkelte vor ihnen her, und auch der Käfer, der einen Augenblick auf einem grünen Blatte geruht, hob seine braunen Flügeldecken wieder und brummte dem Sonnenstrale nach. Vor dem Dorfe am Walde stand auf einem Felsen ein alter hohler Baum, der ein freundlich schattiges Obdach gewährte. Dorthin gingen die Kinder und setzten sich in der Höhlung des Baumes nieder und blickten hinab in das blühende Lenzthal unter sich, wo der Landmann sein Feld bestellte und auf den grünen Wiesen weiße Lämmer weideten.

Alles war so heiter, so lebensfroh . . . nur die Kinder waren traurig. Ach, und sie hatten wohl Ursach' dazu; denn daheim lag der liebe Vater krank schon seit Langem, und die Mutter weinte oft im Stillen in einer Ecke. Der Kranke konnt' es freilich nicht sehen, wenn sie weinte, aber die Kinder hatten es oft gesehen und dann geweint mit

der lieben Mutter, aber auch nur ganz heimlich, daß es der Vater bei Leibe nicht bemerke.

„Schwesterchen", sagte der Knabe, „hier oben ist es so feierlich still wie in der Kirche, komm', laß uns niederknien und den lieben Gott bitten, daß er unsern Vater wieder gesund werden läßt!"

Und sie knieten auf das braune Moos, falteten die Hände und beteten für den Kranken lange aus tiefbewegten Herzen. Und als sie geendet, wurde es plötzlich lebendig um sie her . . . die Blätter und Zweige fingen an zu wispern und zu flüstern, und alsbald flatterte ein großer blauer Falter aus den Blättern des Baumes, kreiste drei Mal um sie herum und summte: „Kinder, kommt mit!" Da sprachen die Kinder: „Ja, wir wollen mit dir gehen", und sie gingen dem schönen blauen Falter nach, und auch der Sonnenstral und der Käfer gingen mit ihnen weiter und immer weiter durch das grüne Thal . . .

Bald kamen sie an eine verfallene Mauer, und oben auf dem Schutte der alten Mauer stand der silbergraue Wermuth und rief ihnen zu: „Nehmt mich mit!"

Da nahm das Mädchen den Wermuth und trug ihn in ihrer Schürze mit sich fort.

Kaum waren sie einige Schritte weiter gegangen, da rief es wieder: „Nehmt mich mit!"

Diesmal war es die Schafgarbe, welche mitgenommen sein wollte, und sie nahmen die Schafgarbe und steckten sie zum Wermuth in die Schürze.

„Nehmt mich mit!" rief in demselben Augenblicke der

„Nehmt mich mit!“ rief in demselben Augenblicke der Schnittlauch, und sie nahmen auch den Schnittlauch und gesellten ihn zum Wermuth und zur Schafgarbe in die Schürze.

Und immer weiter gingen die Kinder, und immer aufs Neue rief es sie an, bald von der Rechten, bald von der Linken: „Nehmt mich mit!“ Einmal war es die Gänseblume, ein andermal das Tausendgüldenkraut, das drittemal der Kerbel und so fort. Und wie sie am Hain hingingen, kamen ihnen Waldmeister und sein Gesell Gundermann entgegen, die zogen gar bescheiden ihre Kappen und baten ebenfalls: „Nehmt mich mit!“ — „Warum nicht!“ sagten die Kinder. „Das können wir euch schon zu Gefallen thun.“ Und sie hoben den Meister beim Kopf und seinen Gesellen beim Schopf empor und trugen sie mit sich fort.

Vom Hain flog der Falter dem Dorfe zu und sie waren schon bei den ersten Häusern, als es plötzlich noch einmal rief: „Nehmt mich mit!“ Die Kinder blickten auf und sahen vor sich einen gewaltigen Schutthaufen, und obendrauf stand der Wunderdoctor Bilsenkraut im grünen Leibrock, mit einer blaßgelben Perücke auf dem Kopfe, und der Doctor Bilsenkraut that gewaltig eifrig, trippelte hin und her und winkte in Einem fort, daß sie ihn auch mitnehmen sollten. Da sagte der Knabe: „Nur ein wenig Geduld, Herr Doctor, wir wollen Euch sogleich zufrieden stellen!“ Und wie er's noch sagte, kletterte er schon flink an dem Schutthaufen empor. Aber da brummte der Käfer schnell herbei und sagte: „Laß den bösen Quacksalber winken wie er will, der hat nichts Gutes im Sinn!“

Als der Doctor dies hörte, schrie er gar ingrimmig auf und an seiner Stirn schwoll ein Netz von blauen Adern. „Was untersteht Er sich?" sprudelete er. „Weiß Er, wen Er vor sich hat?"

„Eben deshalb, weil ich es weiß, warne ich den Knaben vor Euch!"

„Braunflügel, nehm' Er Seine Zunge und Seinen Rücken in Acht! Ich habe große Lust, Ihm ein Paar Rippen einzuschlagen."

„Macht immer zu, Herr Giftmischer! Der neue Mord wäscht Euch doch nicht rein: die Welt weiß ohnehin, daß Ihr und der Todtengräber die besten Freunde seid."

Der kleine Doctor Bilsenkraut in seinem grünen Röcklein wollte schier aus der Haut fahren vor Ingrimm, stellte sich auch gar ungeberdig und suchte, tobend und schimpfend, seinen Stock. Aber der Käfer lachte, schabte mit seinen Vorderbeinen dem Quacksalber ein Rübchen nach dem andern und summte, sehr gleichgiltig gegen die Drohung des kleinen Mannes, von dannen und die Kinder liefen hinter ihm her. Am Hause ihrer Eltern nahm der Falter Abschied von ihnen und schwebte wie ein schöner blauer Traum in die Luft, bis er verschwand. Der Käfer aber belehrte die Kinder, was sie mit ihren Pflanzen machen, wie sie ihnen den Saft auspressen und ihrem Vater davon zu trinken geben sollten, davon werde er gesund werden.

Die Kinder dankten und gingen in das Haus, wo sie ihren Gefangenen das grüne Blut abzapften. Die Mutter aber holte ein Glas Wein herbei, und nachdem sie den

Wein mit dem Safte der heilsamen Kräuter vermischt, gab sie dem kranken Gatten davon zu trinken.

Da schlüpfte der Sonnenstral durchs Fenster, malte lichte Kreise auf den Dielen und rief: „Glückauf!"

„Glückauf!" rief auch der Käfer, der, oben auf der Schwarzwälder Uhr sitzend, seine staubigen Flügel putzte.

Die schöne bleiche Mutter aber, die an dem Lager des Kranken saß und seine mager gewordene Hand in der ihrigen hielt, betete still . . .

Der Vater trank und holte tief Athem. Es wurde ihm so wohl, so leicht, und wunderbar erquickt fühlte sich seine angegriffene Brust. Da ließ er sich noch oft von dem bittern schwarzgrünen Pflanzenblut bringen, und ehe noch der Sommer ganz vorüber, war er gesund: Die Maikur hatte sein Leben gerettet.

Die Kinder sind seitdem noch oft hinausgegangen vor das Dorf zu dem alten Baume; doch den blauen Falter haben sie nicht wiedergesehen, und auch die heilsamen Maikräuter haben nicht mehr gesprochen, wenn sie solche einsammelten. Den Wunderdoctor Bilsenkraut aber hat der Herr Schulmeister mit sich genommen und seine Schüler vor ihm gewarnt als vor einem gar heimtückischen Bösewicht, der den Unvorsichtigen ans Leben gehe. Es hat ihm nichts geholfen, daß er das Netz von blauen Adern an seiner Stirn schwellen ließ und vor Aerger schier platzen wollte. Der Herr Schulmeister hat ihn säuberlich in eine große schwere Bibel gelegt, wo er von der Offenbarung Johannis breit gequetscht wurde. Dort liegt er noch heute

beim Thiere mit den zehn Hörnern und seufzt nach dem Schutthaufen vor dem Dorfe, nach Licht und Freiheit. Sein schönes grünes Röcklein ist sehr fadenscheinig geworden und die Farbe seiner prächtigen Perrücke kaum mehr zu erkennen.

Die Maikur hat seitdem viele Freunde gefunden, und wenn der heißathmige Wind von der Spitze der Pyramiden nach Norden den Flug nimmt; wenn sein rollendes Feuer, — das Feuer der Wüste und des arabischen Mädchens — die diamantene Krone des Winters schmelzt; wenn die ehernen Riegel der Gefilde springen und die erfrorenen Sonnenstralen zu neuem Leben erwachen; wenn beim Silbergeläut des Schneeglöckchens das Veilchen seine blauen Augen öffnet, der Krokus mit bunten Fahnen den einziehenden Frühling bewillkommnet und die erste Lerche die unsterblichen Psalmen der Freiheit und der Liebe jubelt: da wallen Tausende hinaus in Feld und Wald, um zu suchen Wermuth, Schafgarbe, Schnittlauch, Tausendgüldenkraut, Waldmeister und Gundermann, und die meisten finden Genesung durch des Wonnemonats bitteres schwarzgrünes Pflanzenblut.

III.

Martin Pumphut.

Die schönste Mühle in der Oberlausitz weit und breit war vor länger als dreihundert Jahren die des reichen Hindrich. Sie stand an der Spree in einem anmuthigen Thale, und gar wacker schaltete der ehrsame Meister mit zwei Mühlknappen darin, während Käthchen, sein herzliebes Töchterlein, die Hauswirthschaft besorgte und gleich den Uebrigen einen Tag wie den andern tüchtig die Hände rühren mußte.

Mit Meister Hindrich ging es sich im Ganzen recht gut um, das mußten ihm selbst seine Feinde — und er hatte deren wie alle reichen Leute nicht wenige — nachsagen; aber er hatte einen recht garstigen Fehler: er war knauserig, und wenn er einmal tiefer als gewöhnlich in den Beutel greifen mußte, war kein Auskommen mehr mit ihm und den ganzen geschlagenen Tag ein Brummen und Schelten in der Mühle, daß man hätte vermeinen mögen, der Böse gehe leibhaft darin um. In solcher Stimmung befand sich Hindrich eines Tages, als ein fremder Knappe zureiste und um Nachtherberge ansprach.

„Nachtherberge?“ sprudelte der Müller, verdrießlich wegen einiger Ausbesserungen am Werk, die mehr kosteten, als er überrechnet hatte. „Sei Er zufrieden, wenn ich Ihm eine Abendmahlzeit vorsetze und Ihn dann zur Thür hinauswerfe, Er Landstreicher! Wie der Stromer aussieht! Meiner Seel', Er sieht ja einem verlaufenen Rattenfänger ähnlicher wie einem rechtschaffenen Müllergesellen, Er!“

Um gerecht zu sein, der Fremde empfahl sich allerdings durch sein Aeußeres wenig: sein weißes Gesicht, seine erdfahlen Lippen, die langen schlotternden Arme, das struppige, tief in die Stirn hineinhängende Haar, das geflickte Wamms und vor Allem sein grauer spitzer Hut mit breiter Krämpe machten ihn zur einer auffallenden, ebenso lächerlichen als unangenehmen Erscheinung; doch war sein Auge gutmüthig, und ein eigenthümlich schalkhaftes Lächeln milderte die harte Zeichnung seiner farblosen Lippen.

„Woher des Weges!“ eiferte der Müller fort.

„Meister,“ sagte der Fremde bescheiden, aber bestimmt, „es ist Sitte, den Gast erst zu bewirthen, ehe man ihn ausfragt.“ Und dabei nahm er ohne alle Umstände seinen Ranzen ab und stellte ihn neben einen Mehlsack auf die Ofenbank.

Der Müller dies sehen und ganz erbost auffahren, war Eins. „Was untersteht Er sich? Was soll das heißen?“ Und die Adern traten dem zornigen Manne an der Stirn hervor wie Stricke.

„Das heißt, Meister, ich werde die Nacht hier bei Euch im Hause bleiben.“

„Und ich sag' Ihm, Er wird die Nacht nicht hier bleiben. So mir nichts, dir nichts den Ranzen abzulegen! Pack' Er sich aus meinem Hause oder ich gebe Ihm Fleisch von meinen Fäusten zu kosten."

„Ihr heißt mich gehen, Meister. Daß Euch das nur nicht übel ausschlägt!"

„Der Buschklepper droht mir noch? Auf der Stelle mit Ihm über die Schwelle, oder ich falle mit meinem dicksten Stocke über Ihn her! Er wäre mir der Mann danach, mich in meinen eigenen vier Pfählen grob zu behandeln. Fort, sag' ich, und daß Er sich nie wieder hier blicken läßt!"

„Aber, lieber Vater," bat das mitleidige Käthchen, „bedenkt doch, es wird schon Abend und bis zur nächsten Mühle ist noch weit."

„Ach was, keine Einrede!" schalt Hindrich. „Der Straßenräuber macht sich auf der Stelle unsichtbar, oder . . ."

Der Zorn erstickte seine Stimme, der Fremdling aber lächelte, und seinen Ranzen wieder aufnehmend, sagte er spöttisch zum Müller: „Meister, mit Gunst, ich gehe."

Dieser drehte ihm verächtlich den Rücken zu.

„Meister, lebt wohl!" spottete Jener und schritt zur Thür hinaus.

Käthchen hatte vorausgesehen, was sich ereignen würde, und vorsorglich schon ein großes Stück Brod abgeschnitten, zu dem sie ein Stück kaltes Fleisch und einen sehr appetitlich duftenden Käse gesellte.

„So wartet doch!" rief sie dem forteilenden Fremdling nach.

Der Mühlknappe blieb stehen.

„Lieber Mann,“ sagte Käthchen, näher kommend, „mein Vater hat heute seinen schlimmen Tag, sonst ist er ganz anders. Hier langt zu, wenn Ihr hungrig seid. Es ist wenig, aber ich geb's Euch gern.“

Der Fremde mit dem sonderbaren Hut nahm das Geschenk dankbar an und wies auch ein kleines Geldstück nicht zurück, das ihm Käthchen in die Hand schob.

„Lohn' Dir's Gott,“ sprach er, „und kann ich Dir's einmal vergelten, so soll es gewiß daran nicht fehlen. In einigen Tagen kehr' ich zurück, Dein Vater wird mich dann nicht gehen heißen. Bis dahin leb' wohl — Pumphut meint es gut mit Dir!“

Er drückte ihre Hand und war verschwunden. Käthchen aber eilte athemlos in die Mühle zurück. „Vater, wißt Ihr, wem Ihr die Thür gewiesen?“

„Was kümmert Dich der Landstreicher?“

„Mich nicht viel, aber Euch desto mehr, Vater! Pumphut läßt nicht mit sich spaßen, das wißt Ihr ja.“

Jetzt wurde der Müller fast ebenso bleich wie der Fremde. „Pumphut also war es!“ Er kratzte sich verlegen hinter den Ohren. „Ei, ei, das ist eine schlimme Geschichte, ich hab' ihn eben nicht gut behandelt, und er wird sich bei mir abfinden. Aber vielleicht ist es noch nicht zu spät. Käthe, lauf' ihm nach und bring' ihn zurück, er muß kommen, und sollt' ich ihn auf einem Schubkarren hereinfahren lassen.“

Käthchen eilte hinaus, aber von dem Fremden war nichts mehr zu hören und zu sehen.

Der Schreck, den Käthchen und ihr Vater bei dem Namen „Pumphut" empfanden, erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß unter diesem Namen in allen Mühlen des Böhmer- und Sachsenlandes ein Knappe bekannt war, der übernatürliche Kräfte besaß, nicht alterte, und so gutmüthig er war, doch mit denen, die ihn reizten, eben nicht fein säuberlich verfuhr.

Martin Pumphut war in dem kleinen, bei Hoierswerda liegenden wendischen Dorfe Spuhle geboren. Bald nach seiner Geburt war er aus seiner Wiege verschwunden, und statt seiner hatte man eine große Schlange darin gefunden. Die bekümmerten Eltern suchten ihr Kind, mußten aber heimkehren, ohne es gefunden zu haben. Bei ihrer Heimkehr aber lag es in der Wiege und streckte ihnen unversehrt die Händchen entgegen.

Als Martin sechs Jahre alt geworden, war eine Zigeunerbande durch das Dorf gezogen, und eine alte Zigeunerin hatte ihm sein Schicksal gedeutet, wie er weit in aller Welt herumkommen, im niedern Stande bleiben, doch Reichthum erwerben, großes Aufsehen erregen und endlich durch ein schönes Weib sterben werde.

Später hatte Pumphut die Müllerei erlernt und seine Wanderung angetreten. Wie und wo er Schwarzkünstler geworden, wer mag es wissen. Genug, er war durch seine Stromerfahrten und Hexenstreiche im ganzen Lande bekannt, und viel Schnurriges und Abenteuerliches wußte

man von ihm in der Mühle während des Abendbrodes zu erzählen.

„Ich weiß es ganz bestimmt," sagte Hindrich, „er reitet, wenn es ihm beliebt, auf einem Graspferde durch die Luft, und wenn er an ein Wasser kommt und es ist keine Brücke da, macht er sich einen Kahn aus Papier und fährt über. Drinnen in Bautzen hat er in der großen Mühle einen Mühlstein mit seinem Messer durchschnitten, und bei Dresden vor vier Wochen aus dem Nasenloche geblasen und dadurch alle Windmühlen in der Gegend getrieben."

„Ja, und in Heiligenbeil," berichtete der Knappe Konrad, „hat er seine Axt an den Kirchthurm geworfen, wo sie noch heutigen Tages zu sehen ist."

„Das ist noch gar nichts," fuhr der Müller fort, „zu Leipzig im goldenen Siebe hat er am hellen lichten Tage eine Menge Hasen aus dem Ofen heraus- und wieder hineinspazieren lassen."

„Mag recht unterhaltend gewesen sein," ließ sich der zweite Knappe mit hämischem Blick auf seinen Meister vernehmen, „aber ich weiß noch schlimmere Geschichten von dem Schwarzkünstler . . . . man muß vor ihm auf der Hut sein. Wer es mit ihm verdirbt, dem thut er Tort und Schabernak an. Als ich an der Saale wanderte, hab' ich aus dem Munde mehr als eines Müllers vernommen, wie er ihnen, wenn er kein Geschenk erhalten, das Wasser weggezaubert, und als ihm einmal ein Roßkamm nicht gleich zu Willen war,

verwandelte er ihn und seine Pferde zur Strafe in Strohwische."

Der Müller kratzte sich wieder hinter den Ohren, denn er stellte sich lebhaft vor, wie ihm zu Muthe sein müsse, wenn ihm das Wasser weggezaubert oder er wohl gar in einen Strohwisch verwandelt würde; indeß tröstete er sich bald mit dem Sprichwort: Es kommt oft anders, als man denkt! Und als die Abendmahlzeit vorüber, gelobte er sich im Stillen, mit aller Kraft das Rauhe herauskehren und sich durchaus nichts gefallen lassen zu wollen, wenn Pumphut sich einfallen lassen sollte, mit ihm anzubinden. Doch das waren eitle Vorsätze, wie sich schon andern Tages genügend herausstellte.

Der Bau an der Mühle war bis jetzt glücklich vorwärts geschritten, aber von Stund' an ging Alles verkehrt: die Pfosten, die eingerammt werden sollten, zerbrachen, die Mühlräder litten Schaden, das Mehl kam schwarz aus den Beuteln, und Mäuse und Ratten vermehrten sich in beunruhigender Weise. Es war, mit einem Worte, als sollte Alles im Hause zu Grunde gehen, und der Müller fluchte einmal über das andere, während die Gewitterwolken an seiner Stirn ordentlich zu greifen waren.

Um so sonniger stralte sein Antlitz, als er nach Verlauf einiger Tage den grauen Filzhut des gespenstischen Knappen wieder über den Gartenzaun nicken sah. Diesmal reichte er dem Gaste mit überraschender Freundlichkeit die Hand und ließ auftragen, was Küche und Keller vermochten.

„Auf mein Wort, Meister," sagte dieser, nachdem er

sich an Trank und Speise hinreichend erquickt, „Ihr habt Euch sehr zu Eurem Vortheil verändert, seit wir uns nicht gesehen . . . man kennt Euch kaum wieder.“

„Laßt's doch gut sein!“ unterbrach ihn der Müller, „der beste Mensch hat seine schwache Seite und ich brumme manchmal Eins.“

„Und sonst habt Ihr mir nichts zu sagen?“

Der Müller seufzte und erzählte sein Mißgeschick, wobei er sich in Klagen förmlich erschöpfte und wirklich nahe daran war, Thränen des Jammers zu vergießen.

„So hört doch auf!“ lachte der Knappe. „Alles nicht der Rede werth! Gebt mir eine Kleinigkeit an Geld, und ich stelle Euch noch heute Alles wieder her, sauberer und dauerhafter, als es je vorher gewesen.“

„Topp!“ frohlockte Hindrich. „Ein Paar Batzen mehr oder weniger, das ist gleichviel! Macht nur, daß Ihr schnell zu Stande kommt!“

Die Männer reichten sich die Hand, und somit war in aller Schnelle ein Vertrag abgeschlossen, dessen Ausarbeitung heutzutage einem flottarbeitenden Rechtsgelehrten die Hälfte eines Arbeitstages und seinem Schreiber ein Bund wohlgeschnittener Federn gekostet haben würde.

Wie er versprochen, machte sich der Schwarzkünstler noch an demselben Tage ans Werk, und eh' noch der Abend dämmerte, war Alles vollendet und die Mühle wieder so schmuck wie zuvor. Die Pfosten, die Pumphut brauchte, dehnte und kürzte er nach Belieben wie Teig, ebenso die eisernen Achsen und Zapfen. Die Ratten und Mäuse liefen

von selbst weg, als sie ihn erblickten, und das Mehl kam wieder so rein aus den Beuteln, daß es schier eine Freude war.

Hindrich übersah mit wonnestralenden Augen das wohlgelungene Werk und drückte einmal über das andere die Hand des vortrefflichen Baumeisters.

„Grauhut, das vergeß ich Ihm nimmer, Blitz, wie schnell Euch Alles von der Hand geht! Hier trinkt doch einmal, es ist edles Gewächs aus dem Meißnerlande.“

„Auf Euer Wohl, Meister!“ entgegnete der bleiche Knappe und leerte das ihm gebotene Glas. „Allerdings geht es mir flink von der Hand; aber Ihr wißt, wer um das tägliche Brod arbeitet, darf die Hände nicht in den Schoos legen“

„Pumphut, lamentir' Er nicht: es ist nicht wahr, daß Er sich um's liebe Brod in der Welt herumplagt.“

„Doch, doch, Meister, ich muß arbeiten wie nur Einer.'

„Na,“ platzte der Müller heraus, „da verlohnt' es sich auch der Mühe, daß Er Seine Seele dem Teufel verschrieben.“

„Nur meine Sache!“ belehrte Pumphut. „Doch seht, es ist Alles fertig, und ich kann morgen weiter ziehen. Legt mir mein Verdientes zurecht, ich werde frühzeitig aufbrechen.“

Unterdeß war es Abend geworden, und tief seufzend ging der Müller, in dessen Ohren die Erinnerung an seine Zahlungsverbindlichkeit eben nicht wie Sphärenmusik tönte, in die Mühle zurück. Pumphut aber, der sich in der Kühle

des Abends erfrischen wollte, wanderte längs dem Ufer der Spree bis zu einer von Erlen überschatteten Steinbank, auf welcher er sich niederließ und mit seinen wasserblauen Augen in die Fluten starrte, die klanglos zu seinen Füßen vorüberrollten.

Er hatte hier noch nicht lange verweilt, als er unter einer leisen Berührung seiner Achsel seinen Namen aussprechen hörte. Er blickte auf und gewahrte beim Scheine des aufsteigenden Mondes den Knappen Konrad neben sich.

„Ihr seid es, Konrad! Ihr habt heute wacker mit zugegriffen, das muß man sagen."

„Ich thue meine Schuldigkeit," entgegnete der Knappe mit gesenktem Kopf.

Pumphut richtete seine klugen Augen auf den jungen Menschen und sagte: „Lust und Liebe zu jedem Dinge macht die schwerste Arbeit geringe. Euch scheint die Arbeit nicht leicht zu werden."

Der Mühlknapp schwieg, den Blick auf den Boden geheftet, worauf Pumphut fortfuhr: „Euch fehlt etwas, Konrad, gesteht es nur, Ihr seid nicht ohne Absicht hierher gekommen, gerade hierher zu mir."

„Das ist es auch," stotterte der Bursch verlegen, „und wenn Ihr mich anhören wolltet, so hätte ich wol Lust, Euch mein Leid zu entdecken."

„Dann setzt Euch her zu mir und erzählt!"

„Um es kurz zu machen," sagte Konrad, Platz nehmend, „ich liebe das schöne Käthchen und sie liebt mich auch; aber ihr Vater will von einem armen Eidam, wie ich sein werde,

nichts wissen: er hat uns aufs Schärfste verboten, miteinander zu reden. So sind wir denn getrennt, obschon wir unter einem Dache wohnen; denn das muß ich Euch sagen, setzt Meister Hindrich einmal seinen Kopf auf, so ist jeder Widerspruch vergebens. Nur Einer wäre vielleicht im Stande, ihn mürbe zu machen: Ihr, der so außerordentliche Dinge vollbringt. Und da mein' ich denn, wenn Ihr ein gutes Wort für mich einlegen wolltet . . ."

„Konnte mir's schon denken," lachte der Schwarzkünstler. „Ob aber der Alte auf mich hören wird?"

„Auf Euch oder auf Niemand?"

„Wohlan mein Freund, so wollen wir's versuchen. Morgen, ehe ich von dannen ziehe, will ich dem Müller den Kopf zurecht setzen. Vielleicht verdiene ich einen Kuppelpelz," setzte er scherzend hinzu.

Konrad drückte dankend die Hand des Hexenmeisters und ging mit ihm in die Mühle zurück, wo schon Alles in tiefem Schlafe lag; nur oben in einem kleinen Fenster zeigte sich Lichtschimmer. Der Mühlknapp blickte sehnsüchtig hinauf: es war Käthchens Kammer; vielleicht dachte die Maid noch seiner, betete für ihn, für sich . . .

Am nächsten Morgen war Alles frühzeitig auf. Der Müller hatte eine schlaflose Nacht gehabt und sah aus, nach einem echt lausitzer Ausdruck, wie zehn Meilen böser Weg. Er brummte wie ein Bär, und als gar sein Gast auf Käthchens Herzensangelegenheit zu sprechen kam, tobte er laut auf, sich hoch und theuer vermessend, dem Mädchen das Genick brechen zu wollen, wenn es die verwünschte

Liebschaft nicht aufgeben werde. Vergebens waren alle Einreden. „Ich will es so!“ und dabei blieb es.

„So thut, was Ihr nicht lassen könnt,“ sagte Pumphut, nahm Ranzen und Stock, trat vor den Meister und verlangte Bezahlung.

„Ich habe kein Geld im Hause,“ murrte Hindrich.

„Kein Geld, sagt Ihr . . .“

„Nicht einen rothen Heller!“

„Und ich sage Euch, daß Ihr unverschämt lügt,“ brauste Pumphut auf, worauf der Müller wieder nach gewohnter Weise schrie, bis er kirschbraun im Gesicht wurde und die Adern an seiner Stirn hervortraten.

„Und wenn Ihr der Gottseibeiuns selber wäret, ich setze es mit Euch durch,“ lärmte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, unter fürchterlichen Grimassen.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Meister! Ich habe Euch schon einmal eine empfindliche Niederlage beigebracht. Soll ich denn durchaus meine Lehrstunden mit Euch wieder von vorn anfangen?“

Der Müller stieß grunzende Töne aus.

„Alterirt Euch nicht,“ spottete der Knappe, „ich werde Euch noch ganz anders auf den Leib rücken, und dann ist es immer noch Zeit, daß Ihr Euch schwarz ärgert.“

Lachend verließ er das Haus. Draußen im Hofe aber, dem Fenster gegenüber, blieb er plötzlich stehen und rief mit lauter Stimme: „Meister Hindrich!“

Der Müller, der gewonnenes Spiel zu haben glaubte, steckte hurtig den Kopf durchs Fenster und sprudelte: „Was

giebt es noch? Ich habe Euch schon einmal von einem Stock erzählt. Wollt Ihr ihn durchaus auf Eurem Rücken fühlen?"

„Elender Prahler!" höhnte dagegen Pumphut, „so geschehe Dir denn um Deines Geizes willen, wie Du verdienst."

Er machte einige wunderliche Bewegungen mit der Hand gegen den Müller und sprach unverständliche Worte dabei.

„Er ist verrückt geworden," brummte Hindrich und wollte sein theures Haupt in die Stube zurückziehen; aber eine unsichtbare Macht vereitelte es — er versuchte es noch einmal, leider mit demselben schlechten Erfolge, und so scheiterten alle seine Versuche an der Zähigkeit des Zaubers, in dessen Gewalt er sich befand. Da brach er in ein entsetzliches Angstgeheul aus, so daß davor kaum das Klappern der Räder zu vernehmen war.

Die beiden Mühlknappen eilten erschreckt herbei, ein Unglück mußte sich ereignet haben; als sie indeß ihren Meister, dem sie nöthigenfalls beispringen wollten, wirklich erblickten, verwandelte sich ihr Schreck urplötzlich in ein unauslöschliches Gelächter. Und in der That liegt sehr viel Lächerliches darin, wenn man bedenkt, wie Jemand, der zum Fenster hinaussieht, plötzlich an seiner Stirn ein ungeheures Geweih fühlt und sich weder vor- noch rückwärts bewegen kann. Meister Hindrich aber befand sich in dieser verzweifelten Lage, die dadurch noch unerträglicher wurde, daß am Zaune, dem Fenster gegenüber, der gespenstische Mühlknappe stand und hellauf lachte bei den vergeblichen Anstrengungen seines Opfers.

„So habt doch Erbarmen!“ stöhnte der menschliche Damhirsch kläglich.

Pumphut lachte noch mehr. „Seht einmal an, Meister, wie sich Manches im Leben so schnell ändert! Erst wolltet Ihr mir Fleisch von Euren Fäusten zu kosten geben . . .“

„Sprecht nicht mehr davon, Pumphut.“

„Sodann handelte es sich um einen Stock, den ich auf meinem Rücken fühlen sollte.“

„Laßt doch die Kleinigkeit! Die Sache ist ja nicht der Rede werth.“

„Schöne Kleinigkeit das! Zappelt nur, Meister, Ihr habt's doppelt und dreifach an mir verdient.“

Pumphut machte Miene aus dem Hofe zu gehen, was den Gepeinigten im Fenster laut aufschreien machte. „Um des Himmels willen, geht nicht von mir, Pumphut! Verlaßt mich nicht in diesen Aengsten! Ich will auch . . .“

„Was wollt Ihr?“

„Ich meine, wenn Ihr mir das da oben wieder abnehmen wolltet . . .“

„Und wenn ich mich dazu verstände, was wäre dann Eure Absicht?“

„Euch zu bezahlen.“

„Das läßt sich hören,“ sprach Pumphut, wieder näher tretend, „doch genügt es mir nicht.“

„Wollt Ihr noch mehr?“ ächzte der Müller.

„Gewiß, Meister Hindrich! Konrad heirathet noch heute Eure Käthe. Schickt nur immer nach dem geistlichen Herrn, es muß so sein, ich will es.“

Dem menschlichen Damhirsch schien es gefährlich, Einwendungen zu machen; er nickte also mit dem gekrönten Haupte zum Zeichen seiner Einwilligung. Und siehe, da war das Geweih verschwunden und Hindrich konnte seinen Kopf in die Mühle zurückziehen.

Diesmal hielt der Geizige Wort. Er zahlte das versprochene Geld an Pumphut und noch mehr dazu, auch schickte er sogleich Konrad's Nebenknappen ins Dorf, den Geistlichen herbeizuholen, und hieß Konrad und Käthchen, die ihr Glück kaum zu fassen vermochten, ihre Feiertagskleider anlegen.

Der geistliche Herr kam, und bald waren die beiden Liebenden für immer vereint.

Noch vor dem Schluß der Feierlichkeit hatte sich Pumphut unbemerkt entfernt, und man hat in jener Gegend nichts mehr von ihm vernommen. Das Geld, das er vom Müller erhalten, fand eine alte Witwe im nächsten Dorfe auf ihrem Fenster liegen.

Pumphut, der gespenstige Mühlknappe, lebte noch lange, hier und da in verschiedener Gestalt auftauchend. In Hildesheim zeigte er sich als Geist Grauhütchen und leistete auch dem Herzog von Friedland, Wallenstein genannt, als graues Männchen wesentliche Dienste. Noch später, im siebenjährigen Kriege, wurde er mit dem sächsischen General Sybilski von Wolfsberg bekannt und sogar dessen Freund und Vertrauter. Sybilski war ebenfalls in die schwarze Kunst eingeweiht. Bei ihrer ersten Zusammenkunft legten Beide Proben ihrer Wissenschaft ab. Der General warf schwarze Haferkörner in einen Ofentopf und sie verwandelten

sich alsbald in Fußvolk, das aus dem Ofen kletterte, Uebungen anstellte und wieder in den Topf zurückmarschirte. Pumphut, um sich nicht werfen zu lassen, nahm Erbsen, warf sie in den Ofentopf und ließ vollständig ausgerüstete Reiter daraus hervorsprengen. Weil er aber nicht verstand, sie wieder zurückzubannen, geschah es, daß die Reiter ihre Klingen auf seinem Rücken spielen ließen, bis der General sie mit mächtigem Zauberspruch beschwor. Von dieser Zeit an waren Beide unzertrennliche Freunde.

Sybilski starb im Jahre 1763, und Martin Pumphut verschwand bald darauf, unter Zurücklassung seines Hutes, aus einem Gasthofe zu Paderborn. Mit ihm zugleich war daselbst eine räthselhafte, sehr schöne und, wie es schien, sehr reiche Dame eingekehrt. Seitdem hat man ihn nirgend mehr erblickt, und Niemand wird den Schleier des Geheimisses lüften, was aus ihm geworden und wer jene Dame gewesen.

Der Ansiedler.

In der Nähe eines kleinen Sees und inmitten eines Thales, dessen Saum von schattigem Urwald gebildet wird, liegt in einer noch wenig angebauten Gegend des Staates Michigan in Nordamerika eine Ansiedlerwohnung, die sich von den meisten ihrer Schwestern durch Größe unterscheidet. Es ist ein schönes, von Stein aufgeführtes Gebäude mit einem besondern Seitenhause für die Arbeiter des Farmers und gleicht mehr einem geräumigen deutschen Meierhofe, als der Wohnung eines amerikanischen Ansiedlers. Die das Haus umgebenden Bäume verleihen dem Ganzen einen idyllischen Reiz. Da die Farm abgelegen liegt, verirrt sich selten ein Reisender hierher, auch kommen ebenso selten Gäste aus der Nachbarschaft.

Vor diesem Hause auf einer hölzernen Bank neben der Thür saß an einem gewitterschwülen Sommernachmittage ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, in der gewöhnlichen Kleidung der amerikanischen Farmer, einen Strohhut mit breitem Rande auf dem Kopfe und den Kragen

eines sehr feinen Hemdes über die Jacke geschlagen. Der junge Mann rauchte eine Cigarre und blies den Rauch mit großer Behaglichkeit in die Luft. Man sah es ihm an, daß er mit sich und der Welt sehr zufrieden war. Zu seinen Füßen lag ein großer zottiger Hund, mit welchem ein kleines Mädchen von kaum drei Jahren spielte. Auf einem Rasenraume in der Nähe tummelten sich zwei junge Katzen, die einander das buntgefleckte Fell zerzausten. Weiterhin stolzirte ein Truthahn mit der Gravität eines Granden von Spanien.

So bot Alles, der rauchende Farmer, das spielende Kind, der ruhende Hund, die hin- und herfahrenden Katzen und der würdevoll einherschreitende Truthahn das Bild harmlosen ländlichen Stillebens.

Die Einförmigkeit dieses Gemäldes zu beleben, öffnete sich die Thür und die junge Frau des Farmers erschien auf der Schwelle. Ihr erster Blick fiel auf das Kind, das eben in reizender Unschuld den Kopf seines vierbeinigen Gespielen küßte. Es war ihr Kind, und das Gesicht der schönen jungen Mutter verklärte sich. Ihr zweiter Blick traf ihren Gatten, den Farmer, der noch immer behaglich rauchte, und sie lächelte.

Der Himmel hatte sich unterdeß verfinstert, und kaum noch hatte sich die junge Farmerin neben ihren Mann auf die Bank niedergelassen und ihr Kind vom Boden aufgenommen, um es auf ihrem Schooße näher bei sich zu haben, als schon hin und wieder Blitze die düstern Wolken, welche den Himmel bedeckten, zerrissen und der Donner

seine murrende Stimme vernehmen ließ. Die Vögel flatterten erschreckt dem Schutze der Bäume und ihrer Nester zu, auch der Truthahn suchte einen sichern Platz; nur die Katzen spielten unbekümmert weiter, während der Hund seinen dicken Kopf zwischen seine Vorderpfoten legte und in dieser Stellung seine verständigen Augen nach Oben richtete.

„Sieh, Elisabeth," sprach der Farmer zu seiner Frau, „wie altklug Castor die Wolken betrachtet! O, er ist ein vortrefflicher Wetterkenner, unser guter Castor, das muß man ihm lassen."

Der Hund, als verstehe er die ironisch gemeinten Worte seines Herrn, warf einen vorwurfsvollen Seitenblick auf diesen und fuhr mit unerschütterlicher Ruhe in seinen meteorologischen Beobachtungen fort.

„Das Gewitter kommt näher," sprach die junge Farmerin. „Die Wolken können sich jeden Augenblick entladen. Komm', Theodor, wir wollen ins Haus gehen. Ich fürchte mich und hier unsere kleine Anna fürchtet sich auch."

„Es ist wahr," sprach der Ansiedler mit zärtlichem Blick auf seine Frau und sein Kind, das einer Knospe neben der aufgeblühten Rose glich, „das Gewitter ist im raschen Anzuge, wir wollen Schutz im Hause suchen."

Der Farmer ging mit seiner Frau, die das Kind trug, nach dem Hause, ließ noch Castor und die beiden Katzen ein und verriegelte dann sorgfältig die Thür.

Um dieselbe Zeit trabte auf einem Wege, der zur Farm führte, ein Reiter daher. Es war einer der wenigen Nachbarn des jungen Farmers und wie dieser ein Deutscher. Er

besaß jenseit des Sees bedeutende Ländereien, und da er schon längere Zeit in dieser Gegend verweilte, hatte ihn sein jüngerer Nachbar oft zu Rathe gezogen, der ihm immer bereitwillig ertheilt wurde. Der Reiter stand im vorgerückten Alter, sein Haar fing an zu bleichen. Seine Züge waren wetterhart, doch unverkennbar gutmüthig blickte sein Auge, und ein jovialer Zug schwebte um seine Mundwinkel. Da er sich einst bei einem blutigen Streifzuge gegen die Indianer ausgezeichnet hatte, war ihm der Ehrenname „Capitän" zu Theil geworden.

Der Reiter klopfte sein Pferd an den Hals und sprach: „Wohlan, spute dich, Brauner, daß wir unter Dach kommen. Das Wetter bricht los, und ich habe einen verzweifelten Hunger."

Das Pferd schien die Absicht seines Herrn vollkommen zu billigen, warf den Kopf seitwärts und trabte munter seinem Ziele entgegen. Bald war das Haus erreicht und das Thier in einem Schuppen untergebracht, und als bald darauf das Gewitter sich entlud, die Blitze wie feurige Schlangen über den Himmel rollten und furchtbare Donnerschläge die Erde erschütterten, saß der Capitän schon am Tische seines freundlichen jungen Wirths und ließ es sich wohlschmecken.

Das Innere des Hauses entsprach seinem Aeußern. Es enthielt außer der Küche eine Menge Zimmer, alle nach amerikanischer Sitte mit Tapeten bekleidet, eine Bibliothek und selbst ein Billard.

Das Familienzimmer, in welchem man sich befand,

war groß und geräumig und zeigte verschiedene Gegenstände, denen man sonst selten in einer abgelegenen amerikanischen Farm begegnet: Hausgeräth von feinstem, kostbarstem Holz, ein Pianoforte und Glasschränke mit Porzellan und Silbergeschirr, Uhren und Vorhänge an den Fenstern. An den Wänden hingen seltene Kupferstiche, Oelgemälde und Waffen verschiedener Art.

Als der Gast seine Mahlzeit vollendet hatte, spülte er den letzten Bissen mit einem tüchtigen Schluck Rum und Wasser hinunter und machte es sich in seinem Sessel bequem, indem er behaglich die Beine vor sich ausstreckte.

„Das muß man Ihnen lassen," sprach er, im Zimmer umherblickend, „Sie haben es verstanden, sich einzurichten, Herr Nachbar! Ich fühle mich jedesmal nach Deutschland, unserem Vaterlande, versetzt, wenn ich bei Ihnen eintrete."

„Und warum sollte ich nicht!" erwiederte der Farmer. „An Geld hat es ja nicht gefehlt, und wenn auch ich für meine Person die Bequemlichkeiten, die mein Haus bietet, hätte entbehren können, so würde ich doch meiner Frau, meiner theuren Elisabeth zu Liebe, welche daran gewöhnt ist, nicht davon haben absehen können."

Elisabeth warf ihrem Gatten einen dankbaren Blick zu.

„Aber wie kommt es, daß Sie nicht in Deutschland blieben, da Sie doch mit irdischen Gütern so reich gesegnet sind?" fragte der Capitän. „Verzeihen Sie meine indiscrete Frage und halten Sie mich nicht für neugierig. Sie wissen, ich bin Ihnen aufrichtig zugethan und würde für Sie durchs Feuer gehen."

„Sie wünschen meine Geschichte zu hören?"

„Ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, Herr Nachbar, daß Sie bei meinem letzten Besuche sich freiwillig zu deren Mittheilung mir gegenüber erboten."

Der Farmer lächelte.

„Ganz gewiß," sprach er, „ich erinnere mich. Und ich sehe schon, daß ich mein Wort halten muß, um nicht bei Ihnen in den Verdacht zu kommen, als laste ein Verbrechen auf mir. Elisabeth, erlaubst Du, daß ich unserem ehrlichen, braven Landsmann unsere Geschichte mittheile?"

Statt zu antworten, ging die junge Farmerin an einen Schreibtisch, nahm einige Papiere aus demselben und übergab sie lächelnd ihrem Manne. Dieser dankte und fuhr zu seinem Gast gewendet fort:

„Meine Geschichte ist seltsam genug. Erfahren Sie vor Allem, daß ich eigentlich nicht lebe, sondern todt bin."

„Sie wollen mich foppen," sprach der Capitän mit einem Anfluge von Unwillen.

„Nicht im mindesten! Meine Heimat ist der Edelhof L. und würden Sie sich dort die Familiengruft der Grafen Z. öffnen lassen, so würden Sie dicht am Eingange einen nicht sehr alten, sehr hübschen Sarg erblicken, der die Inschrift trägt: „Theodor Graf Z., verstorben am 14. Mai 1846." Dieser Graf Theodor bin ich."

Der Capitän zündete sich sehr ernsthaft eine Cigarre an.

„Mein lieber Todter," sprach er dann zu seinem Nachbar mit Würde, „der Anfang Ihrer Erzählung ist in der That

sehr anziehend. Fast fürchte ich mich vor Ihnen, doch bin ich entschlossen Sie mit großer Aufmerksamkeit anzuhören."

Die Farmerin ließ die Theemaschime auf den Tisch stellen und machte sich mit einer weiblichen Arbeit zu thun, während der Ansiedler die Papiere ordnete und nachdem er eine Tasse Thee getrunken, las, wie folgt.

. . . .

In einem der besuchtesten Kaffeehäuser der Residenz B., das zugleich eine Spielhölle war, geriethen nach einer wüst durchschwärmten Nacht zwei junge Leute mit einander in Streit. Der eine der beiden Heißsporne war der junge Fürst E., der in der Armee als Capitän diente, der andere der Graf Theodor Z., der als Student inscribirt war, bisher aber die Hörsäle nur dem Namen nach kannte. Beide waren so angetrunken, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnten. Der Streit betraf eine junge Tänzerin, in welche der Fürst seit einiger Zeit sterblich verliebt war und von welcher der Graf behauptete, sie habe eine schiefe Nasenspitze. Ein Wort gab das andere . . . die Parteien erhitzten sich . . . dem jungen Fürsten entschlüpfte eine Beleidigung.

Der Graf erbleichte.

„Dafür werden Sie mir Genugthuung geben!" sprach er mit dumpfer Stimme.

„Wie Sie wünschen."

„Einer von uns muß auf dem Platze bleiben."

„Ich habe nichts dagegen, nur bleiben Sie mir mit einer gewöhnlichen Paukerei vom Halse. Wir müssen

versuchen, uns auf geniale Weise aus der Welt zu schaffen."

„Lassen Sie dies meine Sorge sein . . . ich habe einen prächtigen Einfall: das Loos mag entscheiden, und wer das Todesloos zieht, soll sich binnen einem Jahre auf irgend eine Art das Leben nehmen."

„Bestens acceptirt!" lallte der Fürst und stürzte ein Glas Champagner hinunter. Auch Theodor trank.

„Meine Herren," wandte sich letzterer an einige ebenfalls verspätete Gäste, „würden Sie wol die Güte haben, auf einige Augenblicke eine Rolle in diesem Lustspiel zu übernehmen?"

Die Herren erklärten sich bereit.

„Vertreten Sie," fuhr der Student fort, „die Stelle der Secundanten! Die Sache ist sehr einfach. Nehmen Sie zwei gleiche Streifen Papier und schreiben Sie auf den einen das Wort „Tod". Brechen Sie hierauf die Streifen zusammen und werfen Sie dieselben in einen Hut. Weiter ist nichts nöthig."

Die Zeugen suchen zu vermitteln, allein die jungen Leute sind taub gegen alle Vorstellungen und die Loose werden gemacht. Einen Augenblick später hat der Student das Todesloos gezogen.

„Ich weiß, was ich zu thun habe," spricht er mit gezwungenem Lächeln und leichter Verbeugung. „Fürst Eduard, bestellen Sie im Voraus bei einem Gelegenheitsdichter ein Trauercarmen, binnen einem Jahre werden Sie die Nachricht von meinem Tode in den Zeitungen lesen."

„Es ist heute der 14. Mai," bemerkte einer der Zeugen, ein Rechtsgelehrter, der den Vorschlag machte, über den Sachverhalt ein Protocoll aufzunehmen.

„Es war nicht nöthig, mich daran zu erinnern," sprach Graf Z. mit scharfer Betonung. „Es ist heute der 14. Mai und in einem Jahre habe ich aufgehört zu leben."

Der Student ging und der junge Fürst leerte noch manches Glas zu Ehren seiner schiefnasigen Tänzerin.

Der geschilderte Auftritt fand früh Morgens um drei Uhr statt.

Als Graf Z. am späten Nachmittage erwachte, hatte er Mühe, sich der Ereignisse im Kaffeehause zu erinnern. Nur formlose Gestalten tauchten vor seiner Seele auf. Als sich aber die nebelhaften Umrisse zu festen Gebilden verdichteten und er sich des Auftritts mit dem jungen Fürsten E. bewußt wurde, sprang er wie von einer Natter gebissen, aus dem Bett und maß mit schnellen Schritten das Zimmer.

„Also nur noch ein Jahr habe ich zu leben!" sprach er zu sich und schauderte. „Aber ist nicht Alles ein Traum?"

Er strich sich über die Stirn.

„Ich bin noch trunken . . . ich träume . . . entsetzlich, wenn es dennoch Wahrheit wäre! Aber, wie ist mir, ich wache . . . das ist das Bildniß meines Vaters, der mir früh entrissen wurde . . . dieses Band stickte mir meine arme Mutter . . . ach! sie ist ebenfalls todt . . . es ist keine Täuschung mehr möglich . . . ich wache . . . ich bin verloren!"

Der junge Mann sank vernichtet auf einen Stuhl und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Ein Pochen an der Thür weckte ihn aus seinem dumpfen Brüten. Es war sein alter Diener, welcher gehört hatte, daß sein junger Herr aufgestanden war, und sich jetzt nach dessen Befehlen erkundigte.

Der Graf erhob sich rasch.

„Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen," sprach er dumpf vor sich. „Bah, Theodor, Du bist ein Narr, wenn Du Dich wegen dieser einfältigen Geschichte bekümmerst. Ein ganzes Jahr liegt vor Dir . . . genieße es, leere darin die Schale des Genusses bis zur Neige, und Du hast dann länger gelebt, als so mancher Greis. Es ist freilich dumm, wegen der schiefen Nasenspitze einer Tänzerin sterben zu müssen; allein die Sache läßt sich nicht mehr ändern."

Der Graf befahl seinem Diener, eine Flasche Wein zu bringen, und ging an seine Toilette.

Es ist hier nicht der Ort, Betrachtungen über den Werth oder Unwerth des Duells anzustellen oder zu erzählen, in welchen Strudel von Zerstreuungen Graf Z. sich stürzte. Es genügt zu wissen, daß die ganze Residenz von dem seltsamen Ereigniß sprach. Es wurden sogar Wetten unter der Hand angeboten und angenommen, ob der Graf sich umbringen werde oder nicht. Das Jahr verfloß dem jungen Manne rasch in den mannigfaltigsten Genüssen, und nur zu bald erschien der letzte, entsetzliche Tag.

Der Studeut bebte, nicht etwa aus Todesfurcht, sondern

weil er das Leben schätzen gelernt hatte: er liebte und wurde geliebt.

Elisabeth Freifrau von K. war eine junge Witwe von kaum achtzehn Jahren, die nach dem Tode ihres steinalten Gemals, dem sie, von ihrem Vormund gezwungen, ihre Hand hatte reichen müssen, auf einem Landgute in der Nähe der Residenz in glücklicher Zurückgezogenheit lebte. Durch Zufall hatte der Graf sie kennen gelernt: er brachte ihr seine Huldigungen dar, die nicht abgewiesen wurden, und bald umschlang das Band gemeinsamer Liebe ihre Herzen.

Diese Liebe war es, die den Grafen erbeben ließ, wenn er an den Tod dachte, und wehmüthiger Ernst, tiefnagender Schmerz, hoffnungslose Reue ruhte auf seinem Gesicht, als er am 14. Mai 1846 die Residenz verließ, um der Freifrau von K. seinen letzten Besuch abzustatten

Am Park angekommen, der den Landsitz seiner Geliebten umgab, stieg der Graf aus dem Wagen und ging zu Fuß nach dem Schlosse.

„O ich Thor,“ sprach er vor sich hin und schlug sich vor die Stirn, „wie glücklich könnte ich an der Seite dieses liebenswürdigen Wesens werden! Und was betrügt mich um mein Glück? Die schiefe Nasenspitze einer Tänzerin, die mit ihren Anbetern wechselt wie mit ihren Schuhen. Verdammte Lächerlichkeit! Man wird nach meinem Tode Epigramme auf mich machen.“

Ingrimmig lachend blieb der Graf stehen und blickte um sich. Er befand sich an einem der reizendsten Orte

des Parks. Ein Springbrunnen plätscherte verschlafen in einem marmornen Becken, aus dem ein kleiner Bach wie ein silbernes Band hervorquoll und sich durch eine Wiese schlängelte. Riesige Espen verbreiteten angenehmen Schatten, in den Zweigen sangen lustig die Vögel, weiße und braune Schmetterlinge taumelten über bunten Blumen. Den Frieden, der an diesem Plätzchen herrschte, störte kein Mißton und heiter, mit durfsichtigem Blau lag der Himmel über der Stille der Landschaft.

Mit tiefem Seufzen, Thränen in den Augen wandte sich der Graf ab und setzte seinen Weg nach dem Schlosse fort. Als er eintrat, war er so weit wieder Herr seiner selbst geworden, daß er durch nichts den Kampf verrieth, der in seinem Innern vorging.

Elisabeth empfing den Mann ihres Herzens mit ungeheuchelter Freude, ohne eine Ahnung von der Verzweiflung zu haben, die seine Seele umnachtete. In der strengen Zurückgezogenheit, in welcher sie lebte, kümmerte sie sich nicht um die Ereignisse, welche die klatschsüchtigen Zungen der Salons in Bewegung setzen, und Theodor selbst hatte es nicht über sich vermocht, ihr das Schreckliche mitzutheilen. Von einem Tage zum andern hatte er sie in das düstere Geheimniß einweihen wollen; aber so oft er auch, sich gewaltsam emporraffend, das verhängnißvolle Wort auszusprechen im Begriff war, stets gebrach ihm der Muth es zu vollenden.

Der Graf verbrachte den ganzen Nachmittag bei Elisabeth. Sie war ihm nie schöner, nie liebenswürdiger er-

schienen. Wie verflogen die Stunden so rasch! Er konnte sie nicht aufhalten in ihrem rasenden Laufe und mußte scheiden. Kein Wort von seinem Vorhaben kam über seine Lippen, er drängte den wüthenden Schmerz in sein Inneres zurück.

Elisabeth bot ihm beim Abschied ihre weiße Stirn zum Kuß. Er küßte sie, er küßte ihren lachenden schwellenden Mund . . . ihr Athem berührte seine brennende Wange . . . sie war so ganz Hingebung, ganz liebendes Weib . . .

Theodor litt die Qualen der Verdammten. Noch einen Kuß! Dann riß er sich los und eilte von dannen.

Um neun Uhr Abends war der Graf wieder in der Residenz. In seiner Wohnung angekommen, sprach er: „Nun will ich ruhig sterben."

Auf dem Tische stand eine Phiole mit schnellwirkendem Gift.

„Einige Stunden noch habe ich zu leben," fuhr Theodor fort. „Ich will meine Rechnung mit dem Himmel abschließen. Möge er mir verzeihen! Ich gehe ohne Groll aus der Welt, ich klage nur mich selbst an. Ich war leichtsinnig, unendlich leichtsinnig. Aber wie schwer bin ich bestraft worden! Und Elisabeth!"

Er vermochte nicht den Gedanken auszudenken, sank auf die Knie nieder und betete für sie — für sich!

Als Theodor sein Gebet vollendet hatte und sich erhob, sah er nach der Uhr: es war zehn Uhr Abends.

„Ich werde an Elisabeth schreiben," sprach der unglückliche junge Mensch. „Ach, das arme Weib! Vergebens zermartere ich meinen Kopf, einen Ausweg aus dem Labyrinth

zu gewinnen, in welchem ich irre ... keine Rettung! Keine Hilfe! Wollte ich mich nicht tödten, man würde auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen, man würde mich fliehen wie einen Verpesteten, alle Zirkel würden sich vor mir verschließen. Alle Welt weiß um meine Thorheit. Man lacht mich vielleicht aus, wenn ich's vollbringe, und thu' ich's nicht, so verachtet man mich. Unglückseliges Verhängniß! Und mein armer Oheim, der mich so sehr liebt, der mich nach dem Tode meiner Eltern erzogen, wie sein eigenes Kind, der alle seine Hoffnungen auf mich gesetzt hat ... o Gott, nur Einen Lichtstral sende in diese Nacht, nur Einen Tropfen Labsal meinem Herzen, nur Einen Tropfen Erquickung, wenn auch nicht Rettung!"

Wieder stürzte der Jüngling auf seine Knie und verbarg sein bleiches Gesicht laut schluchzend in seine Hände. In der Qual dieses fürchterlichen Augenblickes hatte er nicht bemerkt, daß die Thür seines Zimmers sich geöffnet hatte und eine hohe würdevolle Gestalt eingetreten war.

„Rettung, Rettung!" stöhnte der Jüngling. Da trat die Gestalt näher und sprach mit sanfter Stimme: „Fasse Muth, mein Sohn, Du bist gerettet!"

Der Student blickte auf ... sein Onkel stand vor ihm.

Der alte General Graf Z. war eine imponirende aristokratische Gestalt von militärischer Haltung. Aus seinem Gesicht sprachen Sanftmuth und Güte, verbunden mit tiefem Ernst, der Hinterlassenschaft vieler bitteren Erfahrungen. Seine Kleidung war einfach, angemessen der ehrwürdigen Farbe seines Haares. Ein grauer Bart bedeckte seine Lippen.

Die Situation war unendlich peinlich.

Daß sein Onkel um seine Thorheit wisse, glaubte Theodor aus dessen plötzlicher Ankunft in der Residenz schließen zu müssen. Und in Wahrheit war der General, der sich auf den Stammsitz seiner Ahnen zurückgezogen hatte, von einem alten Freunde und Kameraden von der Thorheit seines Neffen benachrichtigt worden. Der General hatte sich nach Empfang der üblen Botschaft sogleich auf den Weg gemacht und war von seinem entfernten Landsitze in die Residenz geeilt.

„Ja, ich bringe Dir Rettung," sprach er zu seinem noch immer knieenden Neffen mit tröstender Stimme.

Dieser machte eine verneinende Geberde. „Alles umsonst!" sprach er traurig. „Vergessen Sie mich, der Sie nur um Eines anfleht: um Ihre Verzeihung! Vergeben Sie mir, theurer Onkel!"

„Dein Entschluß steht also fest?"

„Unabänderlich! Ich bin mit meiner Ehre bei dieser Angelegenheit betheiligt."

„Mit Deiner Ehre! Und — Elisabeth?"

Der Name des Weibes, das er liebte, traf den armen Jüngling mit elektrischer Gewalt . . . er sprang rasch empor . . . eine glühende Röthe trat auf seine bleiche Wange . . .

„Sie wissen . . ." stammelte er.

„Ich weiß Alles!"

„Ich liebe sie unendlich . . ."

„Und doch willst Du Dich umbringen?"

„Es giebt keinen andern Ausweg. Sie kennen die Gesetze der Ehre."

„Wohl kenne ich sie,“ sprach der General. „Doch bin ich auch alt genug, die Forderungen wahrer Ehre von Wahnsinn und Verbrechen zu unterscheiden. Mein Sohn, es giebt noch einen Weg, Dich zu retten. Höre mich an!“

Der General erörterte seinen Plan und schloß mit den Worten: „Jetzt wähle, Theodor!“

„O, ich habe nicht zu wählen, nachdem Sie mir dieses reizende Bild entworfen haben, großmüthiger Onkel!“ erwiederte der Student mit leuchtenden Augen, indem er die Hand seines väterlichen Freundes mit Wärme drückte. „Ich folge Ihrem Rathe. Sie geben mich dem Leben, der Liebe, der Zukunft, der Seligkeit zurück. Lassen Sie uns sogleich ans Werk gehen!“

Theodor's Diener Habakuk wurde herbeigerufen und in den Plan eingeweiht. Der alte ehrliche Mann weinte vor Freude, stürzte vor den Onkel seines guten Herrn auf die Knie und segnete die Stunde seines Erscheinens.

Eine Viertelstunde später — es schlug eben Zwölf — wurde ein Sarg, den Theodor, seinen Tod vor Augen, durch seinen Diener hatte besorgen lassen, in den Wagen des Generals getragen, der auf der Straße hielt; der greise Krieger stieg ein und fort ging es im raschen Trabe durch die Mitternacht.

Der alte Diener rieb sich noch vergnügt die Hände über die Rettung seines Herrn, als der junge Fürst E. mit einer Schaar anderer gleichaltriger Vergnügungsgenossen halb berauscht ins Haus und die Treppe hinauf stürmte.

„Habakuk, altes Inventarium, wo ist Dein Herr?“

„So Gott gnädig ist, im Himmel," erwiederte das Inventarium mit sehr wehmüthiger Miene.

„Also hat er's doch gethan?"

„Leider ja," fuhr Habakuk, der sich mit dem Aermel die Augen wischte, fort. „Gestern befahl mir mein Herr, einen Sarg zu holen und in sein Zimmer zu stellen — heute liegt er schon darin! Sein Onkel, der General, kam und wollte ihm die Sache ausreden; allein mein junger Herr blieb standhaft, umarmte seinen Onkel und trank herzhaft einen Schluck Blausäure. Es war keine Hilfe möglich. Mein armer junger Herr starb fast augenblicklich. Dort steht noch der Rest des Giftes auf dem Tische. Jetzt ist der Herr General schon mit der Leiche seines Neffen auf dem Wege nach dem Gute, wo der Todte neben seinen Eltern in der Familiengruft beigesetzt werden soll."

Habakuk vergoß einige Thränen und rang etwas theatralisch die Hände.

Die jungen Leute sahen einander an und schlichen still hinaus; nur der angetrunkene Fürst trällerte eine Opernmelodie.

Am nächsten Tage stand die seltsame Vergiftungsgeschichte in allen Zeitungen und machte ungeheures Aufsehen. Die Urtheile über den Selbstmord lauteten verschieden. Theodor wurde von den Einen verrückt genannt und als Opfer unhaltbarer Begriffe beklagt, während Andere seinen Muth rühmten und einen Märtyrer aus ihm machten. Die mit dem Ereigniß in Verbindung stehenden Wetten wurden ausgeglichen. Der Universitäts-Quästor machte im Studenten-

verzeichniß hinter den Namen des Grafen ein großes Kreuz, zum Zeichen, daß ihn der große Rector magnificus im Himmel zu sich citirt, und bald war Alles vergessen.

. . . .

„Und jener Todte bin ich," schloß der Farmer, „und meine kleine Frau hier ist die frühere Freifrau v. K. Den Grafentitel habe ich natürlich längst abgelegt nnd schreibe mich als amerikanischer Bürger Theodor Z."

„Sie haben sich also nicht vergiftet!" fragte der Capitän.

„Dank dem Himmel und meinem Onkel, nein, ein so großer Narr bin ich nicht gewesen. Ich lag, als wir die Residenz verließen, allerdings in dem Sarge, in dessen Deckel mein treuer Habakuk ein Loch gebohrt hatte; sobald wir aber die Stadt hinter uns hatten, stieß mein Onkel den Sargdeckel herunter und ich setzte mich, mehr als je zum Leben aufgelegt, an seine Seite. Wir fuhren geraden Weges zu meiner Elisabeth. Dort angekommen, stieg mein Onkel aus und hatte eine kurze Unterredung mit meiner Geliebten. Bald darauf wurde ich gerufen, Elisabeth schwamm in Thränen, ich kniete vor ihr nieder, sie hob mich auf . . . Der General legte segnend unsere Hände in einander."

„Bravo!" schrie der Capitän und schüttete ein großes Glas Rum in seinen Thee. Elisabeth aber trat an das Bett ihres schlafenden Kindes und machte sich etwas zu schaffen.

„Es bleibt mir wenig zu erzählen übrig," fuhr der Ansiedler fort. „Ich reiste heimlich mit meinem Onkel auf dessen Landsitz, das Schloß meiner Ahnen. Von dem Fenster meines Zimmers aus, in welchem ich mich verborgen hielt,

sah ich die Beisetzung meines Sarges, der Gott sei Dank! leer war, mit an ... alle Leute meines Onkels vergossen bittere Thränen, und ich selbst hätte über mich, den „lieben jungen Herrn," wie mich die ehrlichen Menschen nannten, weinen mögen. Elisabeth verkaufte ihre Besitzung, mein Onkel seine Güter. Hierauf sagten wir Deutschland und Europa für immer Lebewohl. Rasch trug uns die Kraft des Dampfes über den Ocean nach Amerika. In Newyork wurde ich mit Elisabeth getraut und seit vier Jahren sind wir das glücklichste Paar in den Vereinigten Staaten. Leider starb mein braver Onkel, der General, zu Newyork, und auch mein alter treuer Habakuk segnete dort das Zeitliche. Friede ihrer Asche! Nun wissen Sie Alles, Capitän, und ich bitte Sie nur um Zweierlei: einmal, mir Ihre Ansicht darüber mitzutheilen, ob die Begriffe, nach welchen mich mein Onkel handeln ließ, nicht tausendmal vernünftiger sind, als jene, die mich beinahe zum Selbstmörder gemacht hätten ..."

„Vollkommen meine Meinung!" erklärte der Capitän.

„Und dann ersuche ich Sie um unverbrüchliches Stillschweigen. Ich weiß, daß Sie verschwiegen sind und mein Vertrauen ehren werden."

Der Capitän reichte, ohne ein Wort zu sagen, seinem jungen Nachbar die Rechte. Man schüttelte sich kräftig die Hand.

Das Gewitter war unterdeß vorüber gegangen ... die sinkende Sonne vergoldete die erfrischten Gefilde, der Himmel lachte wieder blau und rein

Der Capitän verabschiedete sich mit bestem Dank und

verschwand bald mit seinem Braunen hinter den nächsten Hecken. Theodor aber schloß sein geliebtes Weib in seine Arme und ein inniger Kuß auf ihre rosige Lippe bestätigte ihr aufs Neue die grenzenlose Liebe Dessen, der, während ihn die Aristokratie seines Vaterlandes für todt hält, in der neuen Welt, auch ohne Adelsdiplom, Pharaotisch und Pferderennen, das wahre Glück des Lebens genießt und sich nimmer zurücksehnt nach den Jokeyclubs und Theeklatschgesellschaften der Residenz und ihrer noblen — Langweile.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Kauffer, Eduard,

Am heimischen Herd volksthümliche Erzählungen, Novellen und Charakterbilder

Bd.: 1

Leipzig 1862

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310903-7